

Psychologische Aspekte der Paar- und Familiendynamik

Abhandlung zur Erlangung der
Doktorwürde der Philosophischen
Fakultät I der
Universität Zürich

vorgelegt von
Wolfgang Wix
von
Karlsruhe/Deutschland

angenommen auf Antrag von
Herrn Prof. Dr. Detlev von Uslar

1981

1981

ARPA-Druck und Verlag Langnau ZH



© Wolfgang Wix Zürich 1981

Vertrieb: Buch und Inforamtion Affoltern a/A.

Herstellung ARPA Druck Langanau. ZH

ISBN. 385527 011-9

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Einleitung	7
Philosophisch-antropologische Vorbemerkungen	9
Verhalten und Erfahrung in der dyadischen Interaktion ..	12
Beziehungspolaritäten im Rahmen von Abgrenzung und Versöhnung	18
Interaktion auf dem Hintergrund der Abwehr strukturspezifischer Ängste	23
Interaktion auf dem Hintergrund psychosozialer Abwehrformen	40
Die Kollusion als Prozess- und Störungsmuster bei Beziehungskonflikten	52
Von der Zweier- zur Dreierbeziehung	69
Kommunikations- und systemtheoretische Betrachtungsweise menschlicher Beziehungen	76
Paar- und Familienbeziehungen als Lernprozess	94
Der gemeinsame anthropologisch-therapeutische Rahmen von Verhaltens- und Kommunikationstherapie	100
Bausteine zu einer dialektischen Beziehungslehre	103
Lebenslauf	114
Fussnotenverzeichnis	115



Digitized by the Internet Archive
in 2026

Vorwort und Einleitung

Diese Arbeit soll der bescheidene Versuch des Verfassers sein, sich vor allem theoretisch über das Gebiet der Paar- und Familientherapie Rechenschaft zu geben, mit dem er sich seit 1972 auseinandergesetzt hat. Zwischen Theorie und Praxis wird wohl, speziell an einer Hochschule, immer ein Spannungsverhältnis bestehen, da der Praktiker meist unter einem solchen Zeit- und Handlungszwang steht, dass ihm kaum Zeit zur Reflexion und zum Studium der lawinenartig anwachsenden Fachliteratur bleibt, der Theoretiker hingegen oftmals zu wenig Praxiskontakt hat, um seine Überlegungen an der Realität zu überprüfen. Diesbezüglich befand ich mich in einer vergleichsweise günstigen Ausgangssituation. Seit 1972 hatte ich Gelegenheit, mich am Institut für Ehe und Familie in Zürich (Leitung: Dr. J. Duss-von Werdt, Prof. Dr. J. Willi) theoretisch und praktisch in das Gebiet der Paar- und Familienbehandlung einzuarbeiten.

Im Anfangsstadium meiner Arbeit stand das verständliche Bemühen, Handlungs- und Interventionstechniken zu erwerben, um angesichts des mir ungewohnten Praxisfeldes, der Konfrontation mit Zwei- und Mehrpersonensystemen, überhaupt handlungsfähig zu bleiben. Gleichzeitig wurde mir immer deutlicher klar, dass die verschiedenen Handlungs- und Interventionstechniken so unterschiedlicher theoretischer und therapeutischer Herkunft waren, dass sich mir die Frage nach einem einheitlicheren theoretischen Bezugsrahmen immer drängender stellte. Dabei stiess ich auf eine so verwirrende Vielfalt von theoretischen Versuchen, dass meine Arbeit sich darauf beschränken musste, lediglich einen bescheidenen Beitrag zur Integration der verschiedenen Ansätze zu leisten. Meine Bemühungen stiessen dabei auf Hindernisse, die nicht unerwähnt bleiben sollen. Zum einen ist die Auswahl der Quellen und Autoren selektiv und spiegelt somit den Standort des Verfassers. Zum an-

deren ist schnell ersichtlich, dass der Verfasser sich vornehmlich auf solche Literatur stützte, welche entweder im deutschsprachigen Raum entstanden ist oder in deutscher Übersetzung vorliegt. Dies ist sicher ein Nachteil, wobei jedoch ein umfangreiches Studium der englischen und amerikanischen Quellen den Umfang dieser Arbeit bei weitem sprengen würde.

Diese Arbeit ist schlussendlich ohne die kollegiale Kritik, Hilfe und Anregung von Freunden, Kollegen und Lehrern nicht denkbar, von denen hier nur einige dankend erwähnt werden sollen.

Herr Dr. Duss- von Werdt ermöglichte mir im Rahmen des Instituts für Ehe und Familie die praktische Arbeit mit Paaren und Familien. Viel an »Inspiration« für meine theoretischen und praktischen Integrationsbemühungen verdanke ich meinen Lehrern Martin Kirschenbaum, Ph.D., Carole Gammer, Ph.D. und George Downing, Ph.D., im Rahmen der Ausbildung vom »Family Therapy Institute of California, San Rafael«. In der praktischen Klärung und Auseinandersetzung verdanke ich Robert Kreienbühl und den anderen Kollegen und Freunden der Münchner Ausbildungsgruppe sehr viel. Nicht zuletzt hat es mir die wohlwollende und offenherzige Förderung von Herrn Professor Dr. D. von Uslar nicht nur ermöglicht, dass die Arbeit abgefasst und vor allem auch beendet werden konnte, sondern dass ich auch verschiedentlich einen Exkurs über die psychologisch-therapeutischen Dimensionen hinaus gewagt habe.

Zürich, im September 1978

W. W.

Philosophisch-anthropologische Vorbemerkungen

Die bisherigen Theorien psychologischer und sozialwissenschaftlicher Herkunft hatten, vereinfacht ausgedrückt, bis auf wenige Ausnahmen die Tendenz, das Individuum als zunächst von irgendeinem Du unabhängig zu betrachten. Diese Betrachtungsweise hat nicht nur ihren Niederschlag in den neueren empirisch fundierten Persönlichkeitstheorien mit ihren Konstrukten über persönliche Eigenschaften gefunden, sondern speziell in der klassischen individuumszentrierten, ich-bezogenen Psychoanalyse. Der Andere oder das Du existiert dabei lediglich als »Objekt« von Trieb- oder Ichbedürfnissen. Trotz der Theorien über »Ichautonomie« und »Innere Beziehung« hat die psychoanalytische Metapsychologie, vor allem vertreten durch Freud, Federn, Hartmann, Kris etc., keine Konstrukte für Mehrpersonensysteme und Beziehungen entwickeln können.

Dabei enthält schon die Kantsche Ethik das Gebot, den anderen nicht als Objekt, sondern als Subjekt im eigenen Recht zu behandeln. Er will damit sagen, dass der andere für uns nicht Mittel für unsere Zwecke werden soll, sondern eine eigene Person bleiben muss, die sich an unserem Handeln orientieren kann. Dadurch, dass Kant ganz im Gegensatz zu Freud den Subjektaspekt des anderen betont, idealisiert er zwischenmenschliche Beziehungen, indem er eine Triebüberwindung lehrt, wenn er nicht gestattet, den Anderen auch als Objekt der eigenen Bedürfnisse in Anspruch nehmen zu dürfen. Schiller hat dieses Dilemma in seinen Horen auf witzige Art so zum Ausdruck gebracht: »Gern dien'ich den Freunden – doch tu' ich es leider aus Neigung – darum wurmt es mich oft – dass ich nicht tugendhaft bin.« Dieser Reim spricht also das Kantsche Dilemma an, dass der andere in der Beziehung nur Subjekt, jedoch nicht Objekt, also Gegenstand unserer Bedürfnisbefriedigung werden darf.

Dieses Dilemma hat Hegel in seiner Beziehungsdialektik am

Beispiel von Herr und Knecht dargestellt und überwunden. In der von ihm dargestellten Bewegung der Beziehung wird der andere für mich Objekt und Subjekt zugleich, und ich werde ebenso beides für ihn. Das Aus-sich-Herausgehen und wieder In-sich-Zurückgehen im Prozess der Verdoppelung des Selbstbewusstseins, macht eine Versöhnung des Subjekt-und Objektaspektes möglich.

Es wurde also schon im späten 18. Jahrhundert von Hegel und vor ihm von Fichte die Existenz des Selbst(ich) als auf dem antithetischen (dialektischen) Postulieren des Anderen (Nichtich) beruhend begriffen. Dass die Kategorie des »Ich« ohne die komplementäre Kategorie des »Du« unhaltbar ist, wurde später von Feuerbach festgestellt und von Martin Buber ausführlich dargestellt. Auch Scheler, Husserl und in neuerer Zeit Sartre haben sich mit den Phänomenen der Intersubjektivität ausführlich beschäftigt.

Um noch zwei wichtige Namen aus der Sozialpsychologie anzuführen, sei auch noch auf George Herbert Mead hingewiesen, der Vorstellungen entwickelte, wie das Konzept des eigenen Ich durch den »verallgemeinerten Anderen« (»generalized other«) vermittelt wird, und Talcott Parsons, der in seiner Theorie des sozialen Handelns die Beziehungen zwischen ego und alter beschreibt.

Es kann nun nicht Gegenstand einer solchen Arbeit sein, eine philosophisch begründete Beziehungslehre zu entwickeln. Wichtig war mir der Hinweis auf einflussreiche Denksysteme, welche den Subjekt- und Objektaspekt in der Beziehungsdialektik zum Teil verschieden gewichtet haben. So haben Kant und in der Neuzeit Sartre den Subjektaspekt im Anderen besonders hervorgehoben. Für eine philosophisch-anthropologische Grundlegung einer Beziehungslehre als Grundlage für eine therapeutische Psychologie scheinen mir solche Autoren von besonderer Bedeutung, so dass eine zu konzipierende Beziehungslehre um die erwähnten Autoren nicht herumkommen wird. Aus diesem Grund wenden wir uns in den folgenden Ausführungen speziell

solchen Autoren zu, welche aufgrund einer angestrebten Versöhnung des Subjekt-Objekt-Aspektes eine therapeutisch relevante Beziehungslehre zu entwickeln suchen. Es sind dies Ansätze von R.D. Laing, Helm. Stierlin, Jürg Willi und vor allem von I. Boszormenyi-Nagy.

Im nächsten Abschnitt soll nun der existentialphänomenologische Entwurf dyadischer Interaktion nach R. D. Laing beschrieben werden als Beispiel für eine Überwindung einseitiger Subjekt-Objekt-Polarisierungen. Gleichzeitig dient uns sein Ansatz als phänomenologischer Versuch, Zwei- und Mehrpersonengruppen als System zu verstehen. Ferner sind seine Ausführungen eine Art Einführung in die dialektische Beziehungstheorie von Boszormenyi-Nagy, der versucht hat, psychoanalytische mit existentialphänomenologischen Konzepten zu verbinden.

Verhalten und Erfahrung in der dyadischen Interaktion

»Jede Theorie, die nicht vom Menschen ausgeht, ist Lüge und Betrug an ihm.« (Laing¹)

Dieses Zitat am Anfang mag vielleicht befremdlich wirken, zumal wenn im Verlauf der weiteren Ausführungen von den zu behandelnden Phänomenen in einer entfremdeten, technisierenden und verobjektivierenden Art die Rede sein wird, etwas, was Laing strikt zu vermeiden suchte. Wenn dies trotzdem geschieht, dann spiegelt dies die Verlegenheit wieder, gewissermassen über etwas reden zu müssen, wozu uns adäquate Begriffe fehlen, »die sowohl Interaktion als auch Intererfahrung zweier Personen anzeigen und die uns die Relation zwischen der eigenen Erfahrung eines jeden und seinem Verhalten verstehen helfen im Kontext der Beziehungen zueinander.«²)

Wenn wir also von Interaktionen, von Objekten, von Transaktionen innerhalb eines Systems oder von Kommunikationsmodellen, also von einem spezifisch menschlichen Geschehen, wie von datenverarbeitenden Maschinen sprechen, dann nur in Analogie und in Ermangelung zutreffender Konstrukte.

Bei den folgenden Ausführungen wird es darum gehen, »gewisse Grundbegriffe zu bilden, die uns in die Lage versetzen, von zwei Personen zusammen, in Relation, eine Vorstellung zu entwickeln.« ... »die sowohl die Interaktion als auch die Intererfahrung zweier Personen bezeichnen und uns die Beziehung zwischen Selbsterfahrung einer jeden Person und ihrem eigenen Verhalten verstehen helfen.«³

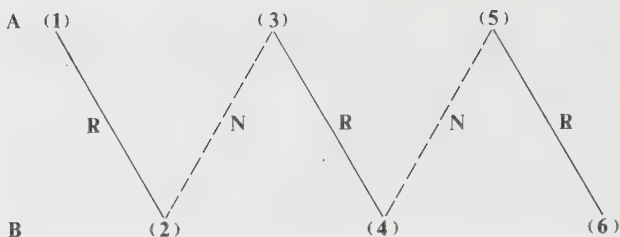
Zunächst geht es jedoch um eine neue Sichtweise menschlichen Verhaltens, welche uns die Familienforschung und -therapie nahegebracht hat und die wir an einem einfachen Beispiel verdeutlichen wollen. Diese Sichtweise versucht individuelles Verhalten nicht nur als Produkt oder Funk-

tion individueller Erfahrung oder intrapsychischer Dispositionen zu betrachten, sondern ebenso als **Funktion des Verhaltens eines anderen.**

Stellen wir uns eine Abfolge von Schritten vor, die sich innerhalb der Interaktion zwischen zwei Personen abspielen, die wir im folgenden mit A und B bezeichnen wollen. Wir gehen davon aus, dass auf A's Verhalten B's Verhalten folgt, sodass sich folgende Sequenz ergibt:

$A^1 - B^1 - A^2 - B^2 - A^3 - B^3 \dots$ usw.

Wichtig dabei ist, dass wir es hierbei nicht – wie das Beispiel glauben machen könnte – mit einer linearen, progressiven Kausalkette zu tun haben (innerhalb deren die Frage »Warum« sinnvoll wäre), sondern mit einem kreisförmigen Kausalablauf, in dem der Anfang auf das Ende und das Ende wieder auf den Anfang zurückwirkt. Diese Art der Kausalität nach dem Prinzip der Rückkoppelung haben wir in organischen Systemen, wobei sich ihre Anwendung auf die Humankommunikation als sehr ergiebig erwiesen hat. Jedes Verhalten innerhalb eines Zweipersonensystems z.B. ist also nicht entweder Reiz oder Reaktion, Ursache oder Folge, sondern Reiz Reaktion und Verstärkung in einem, wie die Kommunikationstheorie und speziell P. Watzlawick⁴ überzeugend dargelegt hat. Die klassische individuumszentrierte Psychopathologie und – Diagnostik würde – vereinfachend gesagt – die Folge A^1, A^2, A^3 extrapolieren und sie als Prozess oder Person untersuchen. Die dabei zutagetretende Verhaltensabfolge würde als intrapersonell bedingte Sequenz, als Set von Eigenschaften oder als Dynamik intrapsychischer Faktoren erklärt. Derselbe Vorgang liesse sich an einem von Watzlawick⁵ beschriebenen Beispiel veranschaulichen, der die Interaktion einer nörgelnden Ehefrau und eines sich zurückziehenden Ehemannes wie folgt darstellt:



A = Ehemann B = Ehefrau R = Rückzug N = Nörgeln

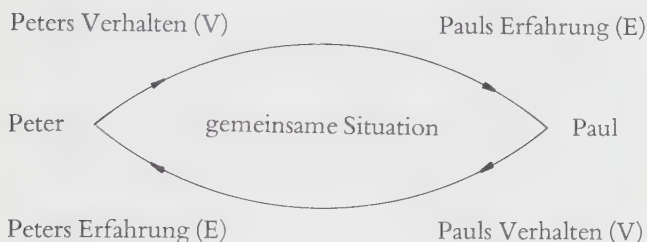
Extrapoliert man nun bei diesem Beispiel die Folgen A (1), A (3), A (5) usw., also das Verhalten des Ehemannes, oder B (2), B(4), B(6) usw., also das Verhalten der Ehefrau, so könnte eine individuumszentrierte Betrachtungsweise die Existenz fester Charaktereigenschaften wie »Nörgelei« oder »Rückzugstendenzen« nahelegen. In der Tat würde dies auch der Wahrnehmung der beiden Partner entsprechen, wobei der eine den anderen als jeweils nörgelnd oder sich zurückziehend wahrnimmt. Jeder Partner nimmt also sein Verhalten »nur« als Reaktion auf das Verhalten des anderen wahr, nicht aber auch als Ursache und Verstärkung für das Verhalten des anderen, sodass jeder die Ereignisfolge auf seine Art »interpunktiert«. An diesem Beispiel lässt sich auch der Unterschied zwischen einer Betrachtungsweise, die dem linearen Kausalitätsdenken und einer, die dem kreisförmigen Kausalitätsdenken verhaftet ist, aufzeigen. Die Partner des erwähnten Beispiels sind offenbar dem linearen Kausalitätsdenken verhaftet, wie es ja auch unserer Sprachstruktur entspricht. Da sie ihr jeweiliges Verhalten nur als Reaktion auf das des Partners wahrnehmen, stellen sie die typischen Fragen: Warum tut mein Partner das? Wer ist schuld? Wer hat angefangen?

Bei einem kreisförmigen Kausalitätsbegriff sind die Fragen, wer angefangen hat, wer »schuld« ist usw., die weitverbreitete Bestandteile partnerschaftlicher Auseinandersetzungen sind, weitgehend gegenstandslos geworden.

Das folgende Schema von Laing⁶ soll auf einfache Art nicht

nur das aufeinander bezogene Verhalten, sondern die aufeinander bezogenen Erfahrungen der Beteiligten, die Intererfahrung, deutlicher machen. Dabei gehen wir mit Laing von folgender Axiomatik aus, dass

1. Verhalten eine Funktion der Erfahrung ist und
2. sowohl Erfahrung wie auch Verhalten stets in Beziehung stehen zu irgend jemand anderem oder zu irgend etwas anderem als einem selbst.



»Diesem Schema zufolge ist Peters Verhalten gegenüber Paul zum Teil eine Funktion davon, wie Peter Paul erfährt. Wie Peter Paul erfährt, ist zum Teil eine Funktion von Pauls Verhalten gegenüber Peter. Pauls Verhalten gegenüber Peter ist wiederum teilweise eine Funktion davon, wie Paul Peter erfährt, und diese Erfahrung wiederum zum Teil eine Funktion von Pauls Verhalten gegenüber Peter. Aus diesem Grund kann das Verhalten Peters gegenüber Paul und das Pauls gegenüber Peter nicht in einem ausschliesslich interbehavioralen Schema (und noch viel weniger in einem intrapersonellen Schema) subsummiert werden, wenn Peter und Paul axiomatische Personen sind.«⁷

Dieses Schema zeigt, wo die gängigen Theorien menschlichen Verhaltens meistens zu kurz greifen. Die Verhaltenstheorie (Behaviourismus) greift in dem Punkt zu kurz, wo es um die Erfassung der Beziehung zwischen persönlicher Erfahrung als Teilfunktion des Verhaltens des anderen und dem persönlichen Verhalten geht. Die tiefenpsychologi-

schen Theorien greifen in dem Punkt zu kurz, wo es um die Klärung des individuellen Verhaltens durch das durch Erfahrung vermittelte Verhalten des anderen geht. Im weiteren Verlauf wollen wir uns nicht mit den Metaperspektiven, Metaidentitäten usw. beschäftigen, die Laing in seinem Werk entwickelt hat.

Festzuhalten ist hier lediglich, dass entsprechend dem Schema die Erfahrung des anderen niemals direkt, sondern nur vermittelt des Verhaltens des anderen erfahren werden kann, wobei letzteres eingebunden ist in den interaktionellen Kontext der jeweiligen Beziehung. Unsere Erfahrung vom Verhalten des Anderen ist wiederum mitbestimmt von den vielfältigen Mechanismen der Wahrnehmung und Deutung, welche der Ansatzpunkt für all jene Phänomene sind, welche die psychoanalytische Abwehrtheorie beschrieben hat. Sie sind als intervenierende Variable signifikant für die Deutung und Interpretation des Wahrgenommenen. So besteht z.B. ein wesentlicher Teil des familiären Sozialisationsprozesses darin, dass das Kind lernt, wie es seine Wahrnehmungen zu strukturieren (d.h. zu interpunktieren nach Watzlawick) hat. Diese Strukturierung oder Interpunktion ist jedoch nicht nur Produkt der klassischen Abwehrmechanismen, sondern unterliegt auch der Programmierung durch die Familie, welche dem Kind verbal oder averbal mitteilt, nach welchen vorgegebenen Instruktionen das Kind die wahrgenommenen Daten verarbeiten darf. Z.B. kann einem Kind die Botschaft gegeben werden, dass es nicht darauf anspielen darf, dass die Eltern sich gestritten haben. Jedoch nicht nur die Äusserung kann ihm untersagt werden, sogar seine Wahrnehmung kann von den Eltern als bössartig oder verrückt qualifiziert werden, so dass es sich bei dieser elterlichen Programmierung nicht nur um eine Einflussnahme auf das Verhalten des Kindes handelt, sondern auch um die Beeinflussung seiner korrekten Wahrnehmung.

Zwischen Wahrnehmung und Verhalten spielen jedoch

nicht nur Abwehrmechanismen oder familiäre Programmierungen, sondern auch Mechanismen, die H.E. Richter als psychosoziale Abwehrformen bezeichnet hat, und die weniger zur Aufrechterhaltung des individuellen, sondern mehr zur Aufrechterhaltung des kollektiven seelischen Gleichgewichts dienen und die später beschrieben werden sollen.

Beziehungspolaritäten im Rahmen von Abgrenzung und Versöhnung

Im Rahmen der vorher erwähnten Abgrenzungs- und Versöhnungsarbeit stellt Stierlin die Bewegung einer Beziehung entsprechend der Hegelschen Beziehungsdialektik als einen Prozess gegenseitigen Anerkennens dar, in dem das Individuum sich in einem komplexen Verdoppelungsprozess verliert und sich im Anderen wieder gewinnt. In diesem Prozess des Sich-Verlierens und Sich-Selbst-Gewinnens und dem ständigen Ringen um Beziehungsdefinitionen, werden drei Momente wesentlich:

1. Die Polarität Begierde – Genuss
2. Arbeit
3. Todesfurcht

Diesen drei Momenten muss die von Hegel beschriebene Bewegung einer Beziehung gerecht werden.

Die Polarität von Begierde und Genuss ist seit der Libidotheorie Freuds und speziell seiner Libidoökonomie (z.B. das Lust-Unlust-Prinzip) fester Bestandteil des psychoanalytischen Gedankenguts. Freud jedoch hat schon darauf aufmerksam gemacht, dass Begierde und Genuss ihre Polarität und Spannung verlieren, und gewissermassen aneinander leerlaufen, wenn sie nur in triebhaftem Sinne aufeinander bezogen sind. Sowohl Freud wie Goethe finden die Lösung in einer Umgestaltung der Begierde in Form von innerpsychischer Arbeit, was konkret Abgrenzung und Verzicht bedeutet. Der Faust im zweiten Teil hemmt seine Begierde und gestaltet sie in Form von Arbeit und Kampf mit den Elementen um. Hierbei verbindet sich ganz im Sinne Freuds das Lust- mit dem Realitätsprinzip und die dabei erforderliche innerpsychische Arbeit ermöglicht sowohl Annahme als auch Umgestaltung der Realität.

Im Moment der Todesfurcht werden wir auf oft dramatische Weise unserer eigenen Grenzen gewahr, angesichts

derer wir besser bestimmen können, was für unsere Existenz wesentlich ist und was nicht. Diese Todesfurcht ist nicht nur in unserer Einbildungskraft und der Gewissheit gegenwärtig, dass wir Grenzen haben und sterben können, sondern auch durch die Tatsache einer lebenslangen Abhängigkeit von anderen Menschen. Letztere zwingt uns zu einer Gratwanderung zwischen zu grosser Abhängigkeit mit den Gefahren der Symbiose, der Entdifferenzierung und der Aufgabe einer abgegrenzten eigenen Persönlichkeit bis zur Ichauflösung und auf der anderen Seite der Unabhängigkeit bis zum Autismus, der uns als Individuen veröden lässt. Die archaischen Ängste, welche durch diese Bedrohung unserer psychischen Existenz hervorgerufen werden, wurden am unmittelbarsten in unserer Kindheit erfahren, wo die Abhängigkeit von anderen am grössten, die Realitätskontrolle jedoch am wenigsten entwickelt war. Besonders Melanie Klein⁸ hat diese archaischen, kindlichen Ängste besonders eindrucksvoll beschrieben. Freud selbst stellt den Ödipuskomplex und die damit verbundene Kastrationsangst in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen und sieht in dieser durch die Phantasie verstärkte Bedrohung unserer psychischen und körperlichen Integrität die Ursache für viele andere Ängste.

Abgesehen von diesen drei wesentlichen Momenten der Beziehungsdynamik ist nach Stierlin die Bewegung der Beziehung an verschiedene Polaritäten gebunden, welche für dynamische Spannungsfelder sorgen und die Beziehung erst in Bewegung halten, wobei die Erhaltung einer dynamischen Ballance zwischen den Polaritäten von Bedeutung ist.

Die erste dieser Polaritäten ist die von **Augenblick und Dauer**. Bezogen auf die Grundmomente von Begierde und Genuss scheint es so zu sein, dass der Genuss am ungetrübtesten ist, wenn nur der Augenblick zählt und keine dauerhafte Verpflichtung im Hintergrund wartet. Dies macht es verständlich, dass viele Menschen nur nach flüchtigen Be-

ziehungen streben und sich nur ihnen gewachsen fühlen. Jedoch nur in der Dauer kann eine Beziehung eine Tiefendimension gewinnen, wo wirkliche Bedürfnisse, gestielt aber auch enttäuscht werden können. Die Polarität von Augenblick und Dauer lässt sich recht gut mit zwei Grundängsten vergleichen, wie sie von Riemann⁹ beschrieben worden sind. Der Pol des Augenblicks entspräche demnach sowohl der Notwendigkeit der Veränderung und des Wandels, welche der hysterische Charakter überstark zum Ausdruck bringt, und gleichzeitig die Angst vor jeglicher Veränderung, wie sie dem zwanghaften Charakter zueigen sein soll. Der Pol der Dauer entspräche somit der Notwendigkeit von definitiven Realitäten und Konstanz, von Struktur und Ordnung als existentieller Grundbedingung, welche der zwanghafte Charakter übertrieben zum Ausdruck bringt und gleichzeitig die Angst vor allem Definitiven, vor Ordnung und Grenzen, wie sie spezifisch für die hysterische Charakterstruktur ist.

Die zweite Polarität, die in einer Beziehung zum Zuge kommt und versöhnt werden muss, ist die von **Verschiedenheit und Gleichheit**. Verschiedenheit bringt Asymmetrie und Gefälle in die Beziehung und hält sie durch den Reiz des Neuen und Andersartigen in Bewegung. Wenn genügend Elemente der Gleichheit da sind, welche der Beziehung Stabilität geben, kann die Verschiedenheit ergänzend und bereichernd wirken. Die Ballance dieser Polarität ist jedoch in der Realität nicht einfach gegeben, sondern muss oftmals erarbeitet werden. Das bedeutet nicht nur das Überwinden von Verschiedenheiten und die Suche nach Gemeinsamkeiten, sondern ebenso sehr auch die Überwindung von hemmenden Gemeinsamkeiten und die Suche nach Verschiedenheiten, welche mehr individuelle Autonomie und persönliche Profilierung ermöglichen sollen. Auch mit dieser Polarität können tiefe Ängste verbunden sein, welche sich z.B. sowohl auf den Verlust der ursprüng-

lichen symbiotischen Einheit mit der Mutter wie auch die Angst vor dieser Symbiose beziehen können. Sie konfrontiert uns schliesslich mit den Grenzen unserer symbiotischen Sehnsüchte und Wunschvorstellungen wie den Grenzen unserer Individualität und Autonomie.

Die dritte Polarität ist die von **Befriedigung und Versagung**. Schon beim grundlegenden Moment von Begierde und Genuss wurde darauf hingewiesen, dass die rein triebhafte Befriedigung ohne Grenzen leicht ihren Reiz und ihre Spannung verliert. So bleibt z.B. bei Fettsüchtigen, wo offenbar die Befriedigung als zentrales Element der vegetativen Selbststeuerung versagt, immer ein vages Hungergefühl latent vorhanden. Abgesehen vom Versagen der vegetativen Selbststeuerung ist hier das innere Diskriminationslernen nicht ausreichend entwickelt, d.h. die entsprechenden Körpersignale von Befriedigung und Sättigung werden nicht ausreichend wahrgenommen und von anderen inneren Signalen wie denen des Hungers unterschieden. Offenbar ist diese wie auch die andere Polaritäten nach dem Prinzip von Figur und Grund der Gestaltpsychologie erlebbar und wirksam. Befriedigung wäre dann nur auf dem Hintergrund von Versagung erlebbar, was aus der Tatsache verständlich wäre, dass jede Befriedigung eine Entscheidung voraussetzt, wonach auf andere Befriedigungsmöglichkeiten zur gleichen Zeit verzichtet wird.

Die nächste Polarität, nämlich die von **Nähe und Distanz** wurde schon einmal gestreift, als es um das Beziehungsmoment der Todesfurcht ging und die damit verbundenen grundlegenden Ängste geschildert wurden. Hierbei wurde deren Überwindung mit einer Gratwanderung verglichen, zwischen zu grosser Abhängigkeit mit den Gefahren der Symbiose und der Entdifferenzierung bis zur Aufgabe der eigenen abgegrenzten Persönlichkeit und der Unabhängigkeit bis zum Autismus und der damit verbundenen Verödung der Person. Die Polarität von Nähe und Distanz entspricht wiederum zwei polaren Grundängsten (Riemann)

nämlich der Angst vor Nähe, wie sie bei einer schizoiden und der Angst vor Distanz, wie sie bei einer depressiven Charakterstruktur ausgeprägt sind. Wie in allen anderen Polaritäten muss auch hier in der Beziehung immer wieder neu ein Gleichgewicht hergestellt werden. Dieser Prozess ist vielleicht deshalb mit besonders intensiver intrapsychischer Arbeit verbunden, weil gerade in dieser Polarität der Beziehungsdynamik sehr frühe Nähe- und Trennungserlebnisse in der Mutter-Kind-Beziehung mitschwingen und gleichzeitig archaische Ängste heraufbeschwören können. Im Prozess einer längerdauernden Beziehung und der damit verbundenen persönlichen Reifung der Partner sollte ein immer gefahrloseres Eintauchen in Nähe und Intimität und auf der anderen Seite eine immer angstfreiere Distanzierung möglich sein.

Die fünfte Polarität – **Stimulierung und Stabilisierung** – soll kurz anhand von Beispielen und Begriffen der Kommunikations- und Systemtheorie¹⁹ veranschaulicht werden. Gehen wir davon aus, dass längerdauernde menschliche Gemeinschaften wie Paare oder Familien als System beschrieben werden können, dann ist damit ein dynamisches Gesamt von Elementen gemeint, welches u.a. die Tendenz hat, Stabilität und Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Diese Tendenz wird in der Systemtheorie als Homöostase bezeichnet. Es handelt sich dabei um Mechanismen, welche die Konstanz des Systems gegenüber Veränderungen von Aussen gewährleisten sollen und somit den Bestand des Systems gewährleisten. Durch sogen. negative Rückkoppelung, d.h. Registrierung und Ausgleich von Abweichungen, wird Homöostase, d.h. Gleichgewicht und somit Stabilisierung angestrebt. Mit Hilfe dieser Begriffe ist zwar die Tendenz zur Stabilität eines Systems deutlich gemacht worden, jedoch nicht die Stimulierung, d.h. bei einem Familiensystem die Tendenz zum Wachstum und zur Veränderung. Da es sich bei menschlichen Gemeinschaften um sogen. offene Systeme handelt, die sich unter Einwirkung von Informatio

nen ändern können, sind Wachstumsimpulse aus der sozialen Umwelt (z.B. aus der Familientherapie) notwendig. Diese Wachstumsimpulse in Form von Informationen können die Homöostase, d.h. konkret das familiäre Gleichgewicht gefährden. Die therapeutische Kunst besteht nun darin, immer nur soviel Stimulierung und somit Wachstumsanreiz zu geben, wie das System ertragen kann, ohne auseinanderzufallen. Nach Phasen einer solchen Stimulierung muss eine Familie immer wieder die Möglichkeit der Stabilisierung haben, d.h. Zeit, um sich auf einer neuen Gleichgewichtsebene einzupendeln.

Zusammenfassend sei zu erwähnen, dass es sich bei diesen Polaritäten um Konstrukte aus sehr vielschichtigen Phänomenen handelt, die vielfältig miteinander verbunden sind und sich gegenseitig bedingen. So sind die aufgeführten Polaritäten sicher nicht die einzigen Funktionsprinzipien. J. Willi¹¹ z.B. führt noch das Prinzip der intra- und extradyadischen Abgrenzung, der Transparenz im Sinne durchlässiger flexibler Beziehungsgrenzen, sowie das Prinzip der Progression und Regression und der Balance der Gleichwertigkeit und Ungleichwertigkeit im Selbstwertgefühl ein.

Sicher liessen sich noch etliche solcher Beziehungspolaritäten aufführen. Wesentlich scheint mir jedoch nicht die Aufzählung oder Konstruktion weiterer Polaritäten, sondern der Hinweis, dass die Bewegung der Beziehung in solchen polaren Spannungsfeldern abläuft.

Interaktion auf dem Hintergrund der Abwehrstrukturspezifischer Ängste

Schon zu Anfang wurde darauf hingewiesen, dass in einem System schlecht differenzierter Individuen mit einer mächtigen sogen. Familienichmasse oder gemeinsamen Unbewussten die Partner stellvertretend füreinander die Funktion haben, für das psychische Gleichgewicht des anderen zu sorgen. Alle tiefenpsychologischen Richtungen stimmen

darin überein, dass verdrängte und aufsteigende traumatische Ereignisse mit Angst verbunden sind, sodass in undifferenzierten und pathologischen Beziehungssystemen eine wesentliche Abwehrarbeit in der gemeinsamen Verdrängung und Kontrolle dieser aufkommenden Ängste besteht. D. Robra¹² versucht nun die Interaktion auf dem Hintergrund der struktur- und neurosespezifischen Ängste (schizoid, depressiv, zwanghaft und hysterisch) in Anlehnung an Schultz Hencke¹³ zu beschreiben. Dieser Versuch soll mit der Darstellung der »Grundformen der Angst« von Fritz Riemann¹⁴ verbunden werden.

Angst ist nach Riemann ein zu unserem Dasein gehöriges Erleben und es wäre eine grosse Illusion zu glauben, Angst vermeiden und ausschalten zu können. »Sie gehört zu unserer Existenz und ist eine Spiegelung unserer Abhängigkeiten.« Angst tritt immer in Situationen auf, denen wir nicht oder noch nicht gewachsen sind und gehört somit organisch zu unserem Leben, weil sie mit körperlichen, seelischen und sozialen Entwicklungsschritten zusammenhängt (siehe auch E. Erickson¹⁵). Sie ist sowohl Gefahrensignal als auch Aufforderung, notwendige Entwicklungsschritte zu vollziehen. Neben diesen Ängsten gibt es eine Fülle individueller Ängste, wobei es sich hier wiederum um Variationen ganz bestimmter »Grundängste« handelt. Diese Grundformen der Angst spiegeln die Antinomien unserer Existenz, in die wir eingespannt sind, die Antinomie zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit und die zwischen Wandlung und Dauer. Hieraus ergeben sich die vier Grundängste:

1. die Angst vor Selbsthingabe, die als Ichverlust und Abhängigkeit erlebt wird (schizoid)
2. die Angst vor Selbstwerdung, die als Ungeborgenheit und Isolierung erlebt wird (depressiv)
3. die Angst vor Wandlung, die als Vergänglichkeit und Unsicherheit erlebt wird (zwanghaft) und die
4. Angst vor der Notwendigkeit, die als Endgültigkeit und Unfreiheit erlebt wird (hysterisch).

Alle möglichen Ängste können als Varianten dieser vier Grundängste verstanden werden, welche mit den vier Grundimpulsen (nach Schultz-Hencke), nämlich der Selbstbewahrung und Abgrenzung, der Selbsthingabe und Zugehörigkeit, dem Streben nach Dauer und Sicherheit und dem nach Wandlung und Risiko verbunden sind.

Zu jeder Strebung gehört somit die Angst vor der Gegenstrebung. Beim Überwertigwerden einer der vier Grundängste und somit bei der Aufgabe eines der vier dahinterstehenden Grundimpulse, ergeben sich vier Persönlichkeitsstrukturen oder anders ausgedrückt vier Arten des in der Welt seins, welche als einseitige Akzentuierung in Bezug auf die vier Grundängste zu verstehen sind. Hierbei ergeben sich als neurotische Varianten die Strukturtypen, wie sie in den vier grossen Neuroseformen der Psychotherapie und der Tiefenpsychologie beschrieben worden sind. Auch wenn jedes Individuum seine persönliche Gleichung in der Akzentuierung dieser vier Grundängste hat und somit noch nicht als neurotisch anzusprechende schizoide, depressive, zwanghafte und hysterische Strukturanteile in der eigenen Person, so erhalten diese Strukturanteile in einer intimen Beziehung mit ihren schon beschriebenen besonders intensiven Regressionsmöglichkeiten ein spezielles Gewicht, d.h. sie treten deutlicher als in der sonstigen sozialen Interaktion zutage und machen einen wesentlichen Teil des Konfliktpotentials einer Beziehung aus. Jede tiefere Beziehung mobilisiert über kurz oder lang diese Grundängste im jeweiligen individuellen Mischungsverhältnis, sodass Gelingen oder Scheitern einer Beziehung wesentlich von der Frage abhängt, ob die verschiedenen Mechanismen der Angstvermeidung die Oberhand gewinnen oder ob die Konfrontation mit den Ängsten, die der Partner in uns auslöst, aufgenommen und diese im Sinne einer Reifung unserer Persönlichkeit verarbeitet werden können.

Jeder Mensch entwickelt zunächst Gegenkräfte zur Angst, mit dem Ziel, sie möglichst zu vermeiden. Da jeder der vier

oben erwähnten Grundstrukturen eine ihr ganz spezifische Angst innewohnt, wird nun der Versuch unternommen, einerseits den eigenen angsterzeugenden und somit ungeliebten und verdrängten Teil zu verwirklichen, auf der anderen Seite aber auch die dementsprechenden Ängste abzuwehren. Bei der Begegnung zweier Menschen wird sich aus diesem Geschehen ein Interaktions- und Verhaltensstil entwickeln, der mehr oder weniger von der Abwehr der spezifischen individuellen Angst geprägt wird.

Im folgenden können lediglich anhand einiger Beispiele ein paar Hauptakzente solcher Interaktionsstile, wie sie Robra beschrieben hat, aufgezeigt werden. Eine ausführliche Analyse würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

a) Schizoider Mann – schizoide Frau

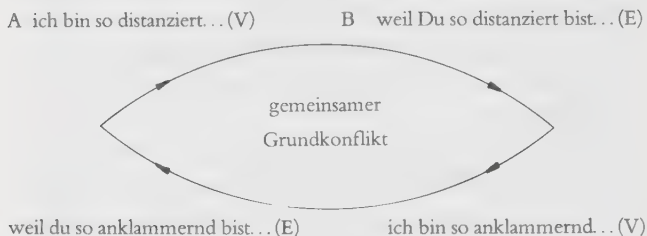
Hauptmerkmal der schizoiden Persönlichkeit ist die Angst vor der Hingabe und Abhängigkeit. Ein solcher Mensch verträgt Nähe schlecht, sieht seine Unabhängigkeit ständig gefährdet, so dass Lieben und Geliebtwerden¹⁶ für ihn eine ständige Bedrohung darstellt. Wie versuchen nun ein schizoider Mann und eine schizoide Frau in der Interaktion ihre gegenseitigen Ängste abzuwehren? Es ist naheliegend, dass beide einer direkten Konfrontation ausweichen und Emotionen möglichst vermeiden. Da beide versuchen, über den Intellekt Brücken zum anderen zu schlagen, so ist der Kontakt locker und der Partner leicht auswechselbar. Somit ist die Beziehung für jeden Einzelnen weder gefährlich noch sonstwie belastend. Die Partnerschaft ist nur bedingt bindend und leicht auflösbar. Dies allein mag schon ein ausschlaggebendes Wahlmotiv für beide gewesen sein. Im Grunde ist jeder sich selbst Partner, praktizierte Sexualität bleibt ohne emotionale Beteiligung und damit im rein Körperlichen verhaftet. Trotzdem stellen sie uneingeschränkte Ansprüche aneinander: »Der andere soll mich total lieben,so unliebenswürdig ich auch bin.« Oder anders

ausgedrückt: »Liebe mich, auch wenn ich unmöglich bin.« Darum muss es notwendigerweise zu Spannungen kommen, weil beide vom anderen etwas erwarten, was der andere nicht einlösen kann, und weil beide sich zugleich so unliebenswürdig benehmen – aus Angst vor Nähe und Abhängigkeit – dass sie dem anderen unverständlich bleiben und ihn abstossen. Die ausführliche Entwicklung eines solchen Konfliktmusters versuchen wir im Zusammenhang mit der Darstellung der Kollusionstheorie nach J. Willi zu beschreiben.

b) Schizoider Mann – depressive Frau

Die depressive Persönlichkeit ist von der Angst vor Selbstwerdung beherrscht, welche als Ungeborgenheit und Isolierung erlebt wird. Die depressive Frau wird also vor allem die Hingabeseite und die Seite der Abhängigkeit betonen, sodass jede Distanz vom Partner angstvoll erlebt wird. In der Interaktion mit ihrem Partner macht sie sich selbst oder auch den Partner zum abhängigen Kind. Eine depressive Frau und ein schizoider Mann üben oft eine unbewusste Anziehung aufeinander aus, da den depressiven Partner am schizoiden etwas anzieht, was er als ungelebte Möglichkeit – nämlich Autonomie und Unabhängigkeit – in sich trägt. Umgekehrt ist der schizoide Partner vom depressiven angezogen, weil dieser etwas lebt, nämlich Nähe und Hingabe, was der schizoide Partner nicht zu leben wagt. Kommt es aber zu einer intensiveren Beziehung, dann können die beiderseitigen Ängste mobilisiert werden, was zu folgendem Interaktionszirkel führen kann: Je mehr der Schizoide die Nähe vermeidet und sich distanziert verhält, umso unruhiger wird der depressive Partner werden, denn gerade er erwartet Nähe und Verschmelzung mit dem anderen. Je mehr er jedoch diese Erwartung dem schizoiden Partner signalisiert, desto stärker wird sich dieser der Forderung nach Nähe zu entziehen suchen. So entsteht ein *circulus vitiosus*,

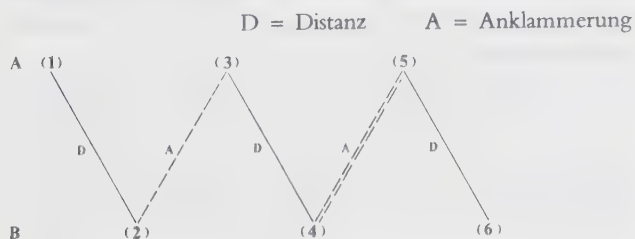
wobei die Enttäuschung auf beiden Seiten nicht ausbleiben kann. Dieses Phänomen haben wir mit dem Schema der Interaktion und Intererfahrung nach Laing beschrieben, das wir zur Veranschaulichung dieses Konflikts noch einmal darstellen wollen. Dementsprechend sähe dieser Konflikt anschaulich dargestellt so aus:



In Worten heisst das, dass A(V) sich distanziert verhält, B(E) ihn distanziert erfährt, deshalb seine Bemühungen um Nähe und Anklammerung verstärkt B(V), A(E) ihn infolgedessen immer anklammernder erfährt und deshalb sich immer distanzierter verhält A(V) und folglich B(E) ihn immer distanzierter erfährt und das ad infinitum. Dies wäre ein anschauliches Beispiel für die symmetrische Steigerung eines Konfliktes und der damit verbundenen fortschreitenden gegenseitigen Entfremdung. J. Willi hat – wie wir später noch beschreiben werden – dieses Phänomen als Kollusion beschrieben, wobei er davon ausgeht, dass beide Interaktionspartner einen gemeinsamen Grundkonflikt, also hier z.B. die gemeinsame Angst vor Nähe und Intimität in polarisierten Rollen agieren. Wenn man von der Typologie ausgeht, wie wir sie hier in Anlehnung an Riemann beschrieben haben, dann ist schizoides bzw. depressives Verhalten immer noch Folge einer bestimmten Charakter- und nicht einer Interaktionsstruktur und somit eine mehr oder weniger festgelegte und relativ unveränderliche Eigenschaft. Der Unterschied der Betrachtungsweise würde sich nach M. Selvini Palazzoli¹⁷ darin zeigen, ob man sagt,

jemand **ist** schizoid, oder ob man lediglich sagt, er **zeige** schizoides Verhalten. Im ersten Fall handelt es sich um Wesensmerkmale, im zweiten um Interaktionsmerkmale. Der zweiten Betrachtungsweise schliessen sich mehr oder weniger Willi und Laing an, wenn sie das Verhalten nicht nur als durch festgelegte Charakterstrukturen festgelegt beschreiben, sondern als geprägt durch die Struktur der jeweiligen Interaktion. Dies würde die allgemeine Erfahrung bestätigen, nach welcher Personen, je nach dem, mit wem sie zusammen sind, ganz verschiedene Seiten ihrer Person entfalten können, was Willi veranlasst hat, bei länger dauernden Beziehungen von der Entwicklung einer »Interaktionspersönlichkeit«¹⁸⁾ zu sprechen. Dementsprechend gäbe es in der Interaktion nicht einfach einen depressiven und einen schizoiden Partner, sondern einen gemeinsamen Grundkonflikt, der wie in einem Spiel – wie das die von Eric Berne¹⁹⁾ begründete Transaktionsanalyse überzeugend dargestellt hat – in verteilten Rollen agiert wird. In diesem Spiel nehmen die Partner, wie wir das schon im Zusammenhang mit der von Watzlawick beschriebenen »Interpunktion der Ereignisfolgen« dargestellt haben, das eigene Verhalten nur als Reaktion auf das Verhalten des anderen wahr und nicht als Reaktion, Reiz und Verstärkung des Verhaltens des anderen. Der Verhaltensablauf wird also von jedem Partner einseitig, wie folgt, interpunktiert:

Partner A: ich bin so distanziert, weil B so anklammernd ist.
 Partner B: ich bin so anklammernd, weil A so distanziert ist.
 Schematisch dargestellt würde dieser Konflikt dann so aussehen:



Demnach nimmt Partner A nur die Triaden 2-3-4 und 4-5-6 wahr, in denen sein Verhalten nur die Reaktion auf das Verhalten von B ist. B interpunktiert genau umgekehrt nach den Triaden 1-2-3 und 3-4-5, in denen sein Verhalten nur Reaktion auf das Verhalten von A ist.

Für die These eines gemeinsamen Grundkonfliktes nach Willi spricht eine Erfahrung aus der Paar- und Familientherapie, wonach sich bei fortgeschrittener Behandlung eine Art Kippeffekt einstellt. In dem Moment, wo ein Partner sein Verhalten teilweise aufgibt und man sich einem Erfolg schon nahe glaubt, wechselt der andere Partner ebenfalls seine Position, sodass das alte Spiel in neu verteilten Rollen wieder weitergehen kann. Um beim Beispiel zu bleiben, würde das bedeuten, dass in dem Moment, wo z.B. der schizoide Partner mehr Nähe zulassen kann, der depressive Partner die schizoide Position einnimmt und sich zunehmend distanzierter und ablehnender verhält. Das Gleichgewicht des Systems, die Homöostase, wird somit aufrechterhalten und dem gemeinsamen Grundkonflikt – also die beiden gemeinsame Angst vor Nähe und Intimität – durch Aufrechterhaltung des Spiels in verteilten Rollen ausgewichen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet wird das Manöver der Polarisierung in eine schizoide und eine depressive Position als Versuch des Systems verständlich, das Gleichgewicht zu wahren und tiefe Ängste, die vielleicht den Bestand der Beziehung oder des Spiels gefährden könnten, abzuwehren. Bei der Annahme einer gemeinsamen Grundangst vor Nähe, Symbiose etc. riskiert der Partner in der depressiven Position wenig, solange der andere in der schizoiden, abweisenden Position verbleibt. Er kann sich als warm, herzlich und entgegenkommend fühlen, solange der Partner im Gegenteil verharret. Dem Partner in der depressiven Position kann seine eigene Angst vor Nähe so lange nicht bewusst werden, solange sein Partner in einer gefahrlosen Distanz bleibt. Sollte der schizoide Partner nun etwa im Rahmen einer Therapie depressiver werden, dann bleibt

dem ursprünglich depressiven Partner entweder die Möglichkeit, sich seinen eigenen Ängsten vor Nähe und Hingabe zu stellen oder in die schizoide Position auszuweichen, um die gemeinsame Abwehr des Grundkonfliktes aufrechtzuerhalten. Ebenso riskiert der Partner in der schizoiden Ausgangsposition wenig, da er sich ständig auf dem Rückzug vor seinem depressiven Partner befindet und so seine eigenen Wünsche nach Nähe und Abhängigkeit und den damit verbundenen Ängsten nicht zu spüren braucht, da sein Partner sie ja für ihn in gewisser Weise stellvertretend verkörpert und auslebt. Sollte jedoch der depressive Partner seine anklammernde Position aufgeben und selbständiger werden, dann bleibt dem ursprünglich schizoiden Partner die Möglichkeit, sich entweder seine eigenen Wünsche und Ängste in Bezug auf Nähe und Intimität zu stellen, oder sofort die depressive Position einzunehmen, um die Gefahr einer gemeinsamen Symbiose oder eines Auseinanderbrechens der Beziehung abzuwenden. Der Kippeffekt stellt also die ursprüngliche Distanz wieder her, wobei sowohl die Gefahr der Trennung – wenn beide die schizoide Position einnehmen würden – wie auch die Gefahr zu grosser Nähe – wenn beide die depressive Position einnehmen würden – abgewehrt wird. Jedoch bleibt zweifelhaft, ob sich alle Konflikte im Sinne einer Kollusion auf der Grundlage eines gemeinsamen Grundkonfliktes mit Agieren in polarisierten Rollen beschreiben lassen. Auch wenn dies nicht der Fall ist, bleiben doch wichtige Strukturmerkmale solcher Konflikte gültig, wie die verschiedene Interpunktion der Ereignisfolgen oder die Tendenz zur symmetrischen Eskalation. Wesentlich erscheint auch der Aspekt, dass Symptome oder »Charakterstrukturen« auf ihre interaktionelle Bedeutung und Funktion hin untersucht werden müssen. Aus diesem Grunde halten wir es durchaus für vertretbar, weitere Beispiele der Interaktion auf dem Hintergrund verschiedener Charakterstrukturen zu geben, jedoch immer in dem Bewusstsein, dass es sich hierbei nicht nur um individuelle

Merkmale sondern mindestens ebenso sehr um interaktionale Positionen und Eigenschaften handelt, wobei sich der Konflikt nicht immer im Sinne einer Kollusion entwickeln muss, sondern auch im Sinne gegenseitiger Verstärkung der individuellen Konfliktsituation ablaufen kann.

c) Schizoider Mann – zwanghafte Frau

Die Angst vor Veränderung und Wandlung ist ein Wesensmerkmal der zwanghaften Persönlichkeit, sie wird als Vergänglichkeit und Unsicherheit erlebt. Ein so gearteter Mensch wird übermäßig dem Impuls nach Dauer und Sicherung nachgeben und gerne »alles beim Alten lassen«. In einer Beziehung kann es da Schwierigkeiten geben, wo der schizoide Partner seine Unabhängigkeit bewahren möchte, während der Zwanghafte versuchen wird, sich den Partner zu unterwerfen, um sein Verhalten und die damit drohende Veränderung zu kontrollieren. Das Anderssein des Partners wird der zwanghaften Frau schwer fallen, sodass sie ihn in ihre Bahn zwingen will, was einen permanenten Machtkampf auslösen kann, der dann schwer aufzulösen ist, da der zwanghafte Partner dazu neigt, die Beziehung als absolut und unauflösbar anzusehen.

d) Schizoider Mann – hysterische Frau

Die hysterische Persönlichkeit ist von der Angst vor der Notwendigkeit bestimmt, welche als Endgültigkeit und Unfreiheit empfunden wird. Ein so strukturierter Mensch wird also vor allem die Aspekte des Neuen, des Wandels und der Veränderung in seinem Leben betonen und all das fürchten, was ihn in irgendeiner Beziehung festlegen oder verpflichten könnte.

In einer Beziehung steht das vom schizoiden Partner vertretene Unabhängigkeitsstreben den Forderungen der hysterischen Partnerin nach Mittelpunktsein gegenüber. Sie

will uneingeschränkte Anerkennung durch ihren Partner und überhaupt durch die Umwelt. Gelingt es ihr durch ihre Aktivität den sich zurückziehenden schizoiden Partner zu erreichen und ihn als Aushängeschild für ihr eigenes Geltungsstreben zu benutzen, kann sie auf emotionale Zuwendung, die der schizoide Partner ihr nur schwer geben kann, oft verzichten.

e) Depressiver Mann – depressive Frau

Was geschieht, wenn beide Partner nach der unausgesprochenen Erwartung aneinander leben: »Der andere soll es mir ermöglichen, ganz und gar in ihm aufzugehen«? Beide sind bereit, sich für den anderen aufzuopfern, aber sie werden sich dadurch die Beziehung unerträglich machen, dass jeder uneingestanden und unbewusst an den anderen totale Ansprüche geltend macht, da das totale Opfer des einen den anderen zu einer entsprechenden Gegenleistung verpflichtet. Wenn dieser Konflikt eskaliert, kann es zu einem masochistischen Wetteifern kommen, das entweder in bitterer Resignation mündet, da jeder nur geben will, aber nicht nehmen kann, oder in ideologisierte Form (Religion, Sozialarbeit, Psychotherapie) die Beziehung stabilisieren kann.

f) Depressiver Mann – hysterische Frau

Begegnet ein depressiver Mann einer hysterischen Frau, so wird er von ihrem propulsiven, aktiven Wesen fasziniert, sein, verkörpert sie doch einen Wesenszug, den er sich nicht auszuleben gestattet. Um sie nicht zu verlieren, wird er bereit sein, auf all ihre Wünsche einzugehen. Seine Befriedigung besteht dann darin, von ihr für ihre Geltungstendenzen und Bewunderung gebraucht zu werden und für sie unentbehrlich zu sein. Aufopfernd wird er sich überfordern lassen, kann nicht »nein« sagen und wird sich von seiner Partnerin nur schwer lösen können. Auf der anderen Seite

widerstrebt die nähesuchende Art des depressiven Partners ihrem Bedürfnis nach Bestätigung und Bewunderung »per Distanz«. Können die latenten Forderungen beider Partner, die der Angstüberwindung dienen sollen, nicht kompensiert oder ideologisierend abgefangen werden, so ist auch hier eine Enttäuschung nicht zu vermeiden. Da es sich hier um eine Beziehungsstruktur handelt, die relativ häufig anzutreffen ist, sei auf die Arbeit von J. Willi über die »Hysterische Ehe« hingewiesen²⁰.

g) Zwanghafter Mann – zwanghafte Frau

Schon der Beginn einer solchen Beziehung kann für beide typisch und symptomatisch sein: Beide haben Angst vor neuen Erfahrungen, beide möchten gerne in der gewohnten Art leben und mit einem gleichartigen Partner zusammen sein. So ist ihnen der Umgangsstil, die Gedankenwelt und die Gefühlsarmut des Partner vertraut, sodass jeder durch den anderen weder in seiner Art in Frage gestellt noch beunruhigt wird. Jedoch mit der gemeinsamen Angst vor Veränderung und mit den gleichen Abwehr- und Kontrollmechanismen ausgestattet, können bei intern oder extern aufgenötigten Veränderungen (Schwangerschaft, Berufswechsel z.B.) alle Varianten des Machtkampfes eskalieren, von Nörgeln über offenen Streit bis zum erstarrten Stellungskrieg. Eine Auflösung einer solchen Beziehung ist oft schwer möglich, da beide von der Unauflöslichkeit der Beziehung überzeugt sind und an ihr kleben, wobei offenbar das Verbleiben in einer quälenden und unbefriedigenden Beziehung weniger angstausslösend ist als eine Trennung.

h) Hysterischer Mann – hysterische Frau

Diese Form der Beziehung finden wir oft in der Filmwelt, beim Theater oder bei den publikumsbeflissenen »Upper-ten«,

wobei Anschauungsmaterial wie z.B. im Falle Richard Burton und Liz Taylor reichlich von der Boulevardpresse verbreitet wird. Beide Partner leben mit dem Anspruch: »Der andere soll mich unwiderstehlich finden und mir dankbar dafür sein, dass er mich lieben und bewundern darf.« Bald werden beide spüren, welche latenten Erwartungen jeder an den anderen hat. Nur wenn beide sich gegenseitig als Aushängeschild ihres Geltungsstrebens gebrauchen können, werden sie ihr neurotisches Arrangement aufrechterhalten können. Dem Schwächeren bleibt dann nur Enttäuschung und nörgelnde Eifersucht, wenn der Partner sich einen anderen Partner oder ein neues Publikum an einem anderen Ort sucht. Letzteres sind jedoch oft nur Manöver, den Partner anzuspornen und anzutreiben, in seiner Bewunderung nur ja nicht nachzulassen, damit die dahinterliegende Angst vor Endlichkeit, allem Definitiven und Minderwertigkeit nicht durchbricht.

Wir haben hier nur einige der möglichen Interaktionsstile beschrieben, welche in Wirklichkeit wesentlich vielfältiger sind, zumal die vier Grundstrukturen praktisch nie in der geschilderten Reinform vorkommen, sondern fast immer in Mischformen, welche Interaktion noch vielfältiger und komplizierter macht. Oft z.B. können sich in solchen gemischten Interaktionsformen, verschiedene Konfliktebenen überlagern und das was als zwanghafter Machtkampf in Erscheinung tritt, kann ein Abwehrmanöver gegenüber einem tiefer liegenden Grundkonflikt z.B. von oraler Bedürftigkeit und Symbiose sein.

Freud verstand unter dem Anderen im Wesentlichen ein Objekt von Triebbedürfnissen. Der jeweilige Interaktionspartner wurde von ihm entweder als Teilobjekt (z.B. Brust) oder als ganzes Objekt verstanden. So richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Prozesse, in denen das Objekt erkannt und libidinös besetzt wird. Dies führte unter anderem zu der Unterscheidung der eigentlichen Objekte von ihren innerpsychischen Objektrepräsentanzen und der Objektre-

präsentanzen von den Selbstrepräsentanzen, sowie zur Klärung von Begriffen wie Identifikation, Introjektion und Projektion.

Mit der Klärung dieser Prozesse richtete sich seine Aufmerksamkeit auf das Verhältnis zwischen Objektliebe und Narzissmus. In seiner Arbeit über den Narzissmus²¹ wies er darauf hin, dass dem Menschen grundsätzlich zwei Wahlmodi innewohnen, die sich beide aus der frühesten Kommunikation in der Mutter-Kind-Beziehung ableiten lassen: der Anlehnungstyp und der narzisstische Typ. Beim Anlehnungstyp übernimmt der Partner nach frühkindlichem Muster die Rolle der »nährenden Mutter« oder des »schützenden Vaters«. Es handelt sich dabei nach Freud um die inzestuöse Fixierung der Libido auf einen Elternteil. Die Partnerwahl und der Beziehungsprozess erfolgt somit nach dem Muster der Wiederholung des frühkindlichen Beziehungsgeschehens.

Infolge der einer Zweierbeziehung eigenen besonders intensiven Befriedigungsmöglichkeiten, die an Macht und Intensität nur noch mit den oben erwähnten frühkindlichen Erlebnissen und Beziehungsmustern zu vergleichen sind, leben auch frühkindliche noch nicht überwundene Konflikte auf und liefern das Material für die vielfältigen emotionalen Konflikte in einer Zweierbeziehung. Wegen der in ihr gegebenen besonders intensiven Befriedigungsmöglichkeiten und der damit möglichen Regression, gewinnen Mechanismen, welche diese normalerweise in Schranken halten, eine besondere Bedeutung.

Ein schlecht funktionierendes Ich muss die partielle Regression – die Regression im Dienste des Ich²² – z.B. im Liebesakt fürchten, weil sie mit einer partiellen Desintegration (Verringerung der Wahrnehmungsschärfe und der Reaktionsbereitschaft) der gesamten Person verbunden ist. Diese mit der Regression verbundene Desintegration stellt für eine schlecht integrierte Persönlichkeit keine Belebung, sondern eher eine Bedrohung dar, welche folgende Formen annehmen kann:

- a) die Psychose, entweder in einer vorübergehenden Art eines akuten Angstzustandes oder eine chronische wie die Paranoia oder schizophrene Halluzinationen,
- b) der Rausch in seiner chronischen Form der Sucht,
- c) die Verliebtheit.

All jenen Grenzzuständen gemeinsam ist die Gefahr des Zusammenbruchs der Ich-Struktur, der nur ein starkes Ich begegnen kann. Entsprechend diesen Gefahren werden in einem schwachen Ich verschiedene Ängste mobilisiert, die bei jeder Person und in jeder Beziehung eine mehr oder weniger grosse Rolle spielen. Dazu gehören etwa die von Melanie Klein²³ beschriebenen archaischen Ängste, wie die Angst vor Verlust der Ichgrenzen, die Angst vor der Offenbarung nicht akzeptabler Charakterzüge, die Angst vor übermächtigen libidinösen oder aggressiven Trieben und den damit verbundenen Schuldgefühlen. Diese Ängste und die damit verbundenen Gefahren können wie gesagt in jeder längerdauernden Beziehung mobilisiert werden. Die Kontrolle über diese Ängste ist jedoch je nach Art der Beziehung unterschiedlich. In einer therapeutischen Situation z. B. kann der Patient es riskieren, sich einer temporären Regression und den damit verbundenen Ängsten auszusetzen, welche durch das eigene beobachtende Ich und die in die therapeutische Situation eingebauten Sicherheitsmechanismen kontrolliert werden. Der Patient kann somit frühe emotionale Konstellationen wiedererleben und dabei lernen, mit den entsprechenden Konflikten, die sich in Form von Übertragung, Gegenübertragung und Widerstand äussern, im Sinne einer Ichstärkung und einer besseren Gesamtintegration fertigzuwerden. Durch das sich ergebende Abhängigkeitsverhältnis zum Therapeuten lernt der Patient auch, sich immer besser abzugrenzen, die ursprünglich kindliche Form seiner Wünsche und Bedürfnisse wahrzunehmen, dabei die unausbleiblichen Frustrationen zu ertragen und nach realitätsgerechteren Befriedigungsmöglichkeiten zu suchen.

Wir haben hier Sonderfälle einer intimen Zweierbeziehung herausgegriffen, in denen es scheinbar eher möglich ist, die aufkommenden frühkindlichen Ängste und Konflikte zu kontrollieren und realitätsgerecht zu bearbeiten. Die dabei auftretenden Mechanismen, so ist zu vermuten, spielen jedoch in jeder längerdauernden Paarbeziehung eine Rolle, wobei letztere ohne die Schranken und Sicherungen auskommen muss, welche eine therapeutische Situation zu bieten hat. Infolgedessen steht jede Zweierbeziehung vor dem Problem, sinnvolle Regeln zu entwickeln, welche auf der einen Seite genügend Spielraum für Aufarbeitung frühkindlicher Konflikte und somit zur »Nachreifung« der Persönlichkeit lassen, auf der anderen Seite aber auch genügend Sicherheit gegen allzu bedrohliche Ängste und Konflikte bieten.

Wenn im folgenden verschiedene psychoanalytisch inspirierte Modelle für Paar- und Familienbeziehungen dargestellt werden sollen, dann nehmen alle zitierten Autoren diesen »Regressionsprozess« der offenbar in jeder intensiven Beziehung abläuft, zum Ausgangspunkt ihrer Darstellungen. Manche Autoren gehen sogar soweit, aufgrund der erwähnten regressiven Tendenzen und der damit verbundenen Entdifferenzierung des Ich und der sich verdichtenden gegenseitigen Überabhängigkeit eine Art Familien- oder Paar-Ichmasse anzunehmen (»family ego mass«²⁴), welche z.B. J.Willi²⁵ als das gemeinsame Unbewusste der Familie bezeichnet, auf dessen Hintergrund sich die gemeinsamen Konflikte abspielen. Die Vorstellung eines gemeinsamen Unbewussten beinhaltet, dass die Partner in ihren unbewussten Konflikten, Ängsten und Bedürfnissen so intensiv aufeinander bezogen sind, dass sie sich gegenseitig zur Bewältigung derselben dringend benötigen. Die zur Kontrolle benötigten Abwehrmechanismen sind somit nicht nur individuell zu verstehen, sondern, wie H.E. Richter²⁶ sie beschrieben hat, als kollektive Bemühungen im Sinne psychosozialer Abwehrmechanismen zur Bewältigung individuel-

ler und kollektiver Konflikte. So ermöglichen es speziell die paar- und familienspezifischen Projektionsprozesse dem Einzelnen, sich von unliebsamen Anteilen der eigenen Person zu distanzieren und sie auf den Partner abzuwälzen. Ebenso können individuelle oder gemeinsame Ängste, die sich aus den beteiligten Charakterstrukturen ergeben, zu gemeinsamen Kontrollmassnahmen führen, wie dies F. Riemann²⁷ beschrieben hat. Wie jedoch im Einzelnen das Zusammenspiel der Partner um einen gemeinsamen Grundkonflikt erfolgt, wird von J. Willi in seiner Kollusionstheorie beschrieben, die wir in einem späteren Kapitel darstellen wollen. Speziell bei der Darstellung der dialektischen Beziehungstheorie von Boszormenyi-Nagy²⁸ wird dieses gemeinsame Unbewusste oder die Familienichmasse als eine mehr oder weniger missglückte Form der Entdifferenzierung der Mitglieder dargestellt, wobei einzelne Mitglieder wichtige individuelle Funktionen anderer Mitglieder zur Erhaltung deren seelischen Gleichgewichts übernehmen. Bei fortschreitender Differenzierung von der gemeinsamen Familienichmasse erlangen die Mitglieder immer mehr Autonomie und brauchen sich gegenseitig nicht mehr so ausschliesslich zur Aufrechterhaltung des individuellen Gleichgewichts. Dieser Prozess, der in jeder Paar- und Familientherapie stattfinden sollte, wird von H. Stierlin als Abgrenzungs- und Versöhnungsarbeit beschrieben, welche in einer anhaltenden menschlichen Beziehung von den Partnern zweierlei verlangt: »... wir müssen uns dem Partner öffnen, uns auf ihn einstellen, seine Bedürfnisse befriedigen und seine Weltsicht anerkennen, zum anderen müssen wir unsere Autonomie und Individualität bewahren und ihm gegenüber unseren Standpunkt und unsere Bedürfnisse vertreten. Diese Beziehung verlangt, mit anderen Worten, eine psychische Abgrenzungs und Versöhnungsarbeit.²⁹«

Diese Abgrenzungs- und Versöhnungsarbeit im Rahmen polarer Beziehungsspannungsfelder soll im nächsten Kapitel beschrieben werden. In diesem Kapitel soll auf verschie-

dene Autoren hingewiesen werden, welche in den folgenden Kapiteln noch ausführlicher zur Sprache kommen werden, die auf dem Boden der psychoanalytischen Theorie versucht haben, die enge Konzeption Freuds zu sprengen und zu einer Theorie interpersoneller Beziehungen auszuweiten.

Interaktion auf dem Hintergrund psychosozialer Abwehrformen nach H.E. Richter³⁰

Die Psychoanalyse entwickelte ihr wesentliches Kernstück psychodynamischer Überlegungen um das Konzept des Ödipuskomplexes, welches ja ansatzweise eine Theorie familiärer Beziehungen ist, auch wenn die Eltern darin eher schemenhaft als gesellschaftliche Rollenträger gesehen und fast ausschliesslich auf den Objektaspekt (Brust oder Penis z.B.) reduziert werden. Der Schwerpunkt der Betrachtung liegt einseitig auf den frühkindlichen Konflikten, wobei der Anteil der erwachsenen Bezugspersonen dabei ungeklärt bleibt. H.E. Richter hat nun versucht, ausgehend von einer Analyse der Eltern-Kind-Beziehung, den elterlichen Anteil an kindlichen Konflikten herauszuarbeiten. Demnach können sich Eltern von ihrer eigenen Konfliktspannung dadurch zu befreien suchen, dass sie das Kind in eine Rolle drängen, in der das Kind entweder stellvertretend für Aspekte der elterlichen Persönlichkeit wie z.B. das Ichideal oder für Bezugspersonen der Eltern aus ihrer eigenen Vergangenheit agieren soll. Damit konstellieren die Eltern eine Wiederholung ihrer eigenen frühkindlichen Konflikte und erwarten dementsprechend vom Kind eine Wiedergutmachung früher Verletzungen und Enttäuschungen. In diesem Prozess der »Parentifizierung«, d.h. Verelterlichung, wird das Kind Träger elterlicher Projektionen wie z.B. »Du bist genau wie deine Oma«, wodurch die Grundlage für Mehrgenerationenübertragungsprozesse geschaffen wird.

Aufgrund einer solchen Übertragungskette ist es vorstellbar, dass ein Kind Opfer ungelöster Konflikte werden kann, die Generationen zurückliegen können, wie dies M. Bowen und Boszormeyi-Nagy³¹ beschrieben haben.

Rolle definiert Richter in diesem Zusammenhang in Anlehnung an E. L. und R. E. Hartley sozialpsychologisch – psychoanalytisch als das strukturierte Gesamt der unbewussten und bewussten Erwartungen, welche Interaktionspartner aufeinander richten. Diese Rollen können im Sinne psychosozialer Abwehrformen überwiegend oder teilweise Abwehrprozessen dienen. D.h. das Erteilen oder Akzeptieren solcher Rollenvorschriften kann von jedem der Beteiligten dazu benutzt werden, sich kompensatorisch von seiner inneren Konfliktspannung zu entlasten, anstatt die damit verbundenen Konflikte auf sich zu nehmen und zu bearbeiten. Der persönliche Konflikt wird so in die Beziehung hineingetragen und der Partner entweder zum entschädigenden Ersatzobjekt für eine Elternfigur («Anlehnungstyp») oder zur narzisstischen Fortsetzung des eigenen Selbst gemacht. Die weiter unten ausführlicher beschriebenen psychosozialen Abwehrformen sind somit Manöver, um der als unerträglich empfundenen persönlichen Konfliktspannung dadurch zu entgehen, dass Teile des Konflikts in Form von Rollenvorschriften externalisiert werden. Sie verhalten sich übergreifend zu den in der Psychoanalyse beschriebenen Abwehrmechanismen, aus denen sie ihre Dynamik beziehen. Somit stellt dieses Konzept im Unterschied zur strukturell neurosespezifischen und immer noch der intrapsychischen Betrachtungsweise verhafteten Konzeption von Robra und Riemann eine Ausweitung zu übergreifenden psychosozialen Begründungszusammenhängen dar. Es eignet sich nicht nur zur Analyse familiärer Beziehungen, sondern auch zur Beschreibung von Beziehungen unter erwachsenen Personen.

Wie schon mehrfach erwähnt spiegeln nach Freud alle späteren Beziehungen die eine oder andere Seite der frühkind-

lichen Libidodispositionen wieder: die narzisstische Selbstliebe oder die Anlehnung an eine schützende Elternfigur. Auch in der späteren Entwicklung verfährt der Erwachsene in seinen Beziehungen entweder nach dem narzisstischen oder nach dem Anlehnungsmuster und sucht somit im Partner entweder Aspekte des eigenen Selbst oder Aspekte von Personen, von denen er in seiner frühen Kindheit abhängig war. Beide Typen stellen also Elementarformen menschlicher Beziehungen dar. In jeder längerdauernden Beziehung werden daher unbewusste Erwartungen und Phantasien auf den Partner gerichtet, die diesen frühen Mustern entsprechen. Das Gesamt dieser Erwartungen und Phantasien ergibt die Partnerrolle, welche nicht nur die effektiven Erwartungen an den Partner beinhaltet, sondern bei einer gestörten Entwicklung wie schon erwähnt ein Abwehrmanöver sein kann, sich mittels des Partners eigener Konflikte zu entledigen.

Entsprechend der psychoanalytischen Entwicklungslehre würde dieser Prozess etwa wie folgt ablaufen: Im Zuge der Ausbildung des Überichs werden frühkindliche Konfliktsituationen, wie z.B. der Ödipuskonflikt verinnerlicht und somit Bestandteil der Selbststeuerung des Individuums. Diese Internalisierung frühkindlicher Konflikte kann jedoch in einer intensiven Beziehung mit den damit verbundenen Regressionsmöglichkeiten wieder rückgängig, d.h. externalisiert werden. Der Partner wird dann ähnlich wie eine frühkindliche Bezugsperson, also z.B. wie der strenge Vater oder die verführerische Mutter erlebt. Das mehr oder weniger intensive Auftreten dieses Phänomens in jeder Paarbeziehung ist daher verständlich, dass in ihr ein Intimitäts- und Regressionsgrad erreicht werden kann, der nur noch mit intensiven frühkindlichen Beziehungen zu vergleichen ist. Somit findet also in jeder intimen Beziehung bis zu einem bestimmten Grad eine Regression auf frühkindliche Erlebnisweisen statt. Das Erleben einer partiellen Regression im Dienste des Ich (Balint) wie z.B. im Orgas-

mus erfüllt eine wichtige regenerative Funktion. Gerade in der notwendigen Regression der Partner erweist es sich, ob die lebensgeschichtlichen Phasen bewältigt worden sind oder ob sich unaufgelöste Konflikte störend bemerkbar machen und entweder eine Regression im Sinne einer Regeneration des Ich verhindern oder der Desintegration der Persönlichkeit Vorschub leisten.

Werden frühkindliche Konflikte z.B. zu stark aktiviert, dann findet eine nachträgliche Externalisierung (Übertragung) der frühkindlichen Introjekte (Eltern oder elterliche Verhaltensweisen) statt, so dass der Partner fast nur noch als frühe Bezugsperson und die Gesamtsituation nur noch als Wiederholung unaufgelöster frühkindlicher Situationen erlebt wird. Gleichzeitig wird jedoch der Partner nicht nur als frühkindliche Bezugsperson erlebt, sondern es werden an ihm auch die entsprechenden und damit verbundenen unaufgelösten Konflikte ausgetragen («agiert»). Der Partner wird damit zu einem wesentlichen Teil der eigenen Selbststeuerung. Wenn z.B. der Partner zur Verkörperung eines strengen Elternteils herhalten muss, und somit psychoanalytisch ausgedrückt als strenges Über-Ich empfunden wird, dann wird der ursprüngliche Binnenkonflikt zwischen einzelnen psychischen Instanzen nach Aussen, d.h. auf den Partner, verlagert. Aus einem Binnenkonflikt wird somit ein Aussenkonflikt. Da hierbei ganze Bereich der Persönlichkeit gleichsam ausgegliedert werden, wird damit nicht nur die Entlastung des Akteurs von innerpsychischer Konfliktspannung erreicht, sondern auch mit der Abgabe von Persönlichkeitsanteilen ein Gutteil Eigenverantwortlichkeit und Selbststeuerung an den Partner delegiert und somit aufgegeben. Der neurotische Konflikt wird nicht mehr als etwas eigenes Inneres, als »Inneres Eigentum«³² erfahren, oder als etwas, das die innere Integration gefährden könnte, sondern als eine Bedrohung von Aussen, gegen die man sich mit Hilfe der neu gewonnenen »Pseudointegration« zur Wehr setzen kann. Wenn sich dieser Prozess

weiter verschärft, wird der Partner immer vollständiger zu einer frühkindlichen Bezugsperson konstelliert, so dass sich der frühkindliche Konflikt immer vollständiger abspielen kann. Der unbewusste Wunsch des Akteurs ist nicht einfach die Wiederholung des Konflikts (Wiederholungszwang), sondern seine Lösung, was solange nicht geschehen kann, wie die Übertragung nicht zurückgenommen wird. Die Zurücknahme der Übertragung wird meist dadurch noch verunmöglicht, dass der Partner oftmals nicht dem neurotischen Rollenangebot auf die Dauer zu widerstehen vermag. Sehr oft agiert er mit, was durchaus in seinem eigenen Interesse liegen und zu seiner eigenen intrapsychischen Entlastung dienen kann, da sich bereits schon die Partnerwahl auf dem Hintergrund sich ergänzender familiärer Muster abgespielt haben kann.

Speziell J. Willi konnte zeigen, dass das neurotische Rollenangebot nicht nur von einem Partner ausgeht, sondern schon die Partnerwahl aufgrund eines gemeinsamen unbewussten Konflikts getroffen wird, sodass sich die Partner paradoxerweise bei einer späteren Eskalation des Konflikts gerade in den Verhaltensweisen bestätigen, die zum Bild der frühkindlichen Konfliktsituation passen, deren Wiederholung sie wenigstens bewusst vermeiden wollten.

Wenn nun im folgenden die verschiedenen Rollentypen und Erwartungen als psychosoziale Abwehrformen beschrieben werden sollen, geht es immer um folgende Fragen:

1. Welche unbewussten Phantasien richten die Partner aufeinander?
2. Welche eigenen unbewussten Wünsche sollen mit Hilfe des Partners erfüllt werden?
3. Welche Reaktionsbildung soll mit Hilfe des Partners abgestützt werden?
4. Welche Strafbedürfnisse sollen mit Hilfe des Partners erfüllt werden?

5. Welche traumatische Situationen sollen mit Hilfe des Partners neu konstellierte werden?

Über diese Fragen muss man sich jeweils Klarheit verschaffen, will man verstehen, welche affektiven Erwartungen zwei Partner in einer gestörten Beziehung aufeinander richten. Dabei muss gesagt werden, dass in jeder Beziehung solche und ähnliche Erwartungen an den Partner gerichtet werden können. Die Entscheidung darüber, ob sich ein neurotisches Zusammenspiel im Sinne Willi's ergibt, hängt wohl von der Stärke des individuellen Konflikts und vom Grad seiner Lösung und Bearbeitung ab. Je stärker die Partner belastet sind, umso mehr werden sie versuchen, den anderen mit affektiven Ansprüchen zu überhäufen und damit in eine immer unerträglichere Rolle zu drängen.

Zusammenfassung:

Wie schon erwähnt, bedeutet die Partnerrolle, so wie sie Richter versteht, das strukturierte Gesamt der unbewussten partnerschaftlichen Erwartungsphantasien, welche dem Partner die Erfüllung einer bestimmten Funktion zuweisen. In dieser Rollenzuweisung wird der Partner gleichsam mit in den eigenen Konflikt hineingesaugt und hat dabei die Funktion, dem Partner zur Entlastung von seiner Konfliktspannung zu dienen. Die Rolle des Partners bestimmt sich also nach der Bedeutung, die ihm im Rahmen des Versuchs zufällt, den individuellen Konflikt zu bewältigen. Somit ist nicht nur die Frage wichtig, wie der Konflikt eines Partners aussieht, sondern auch zu wissen, in welcher Form der andere zur Konfliktbewältigung helfen soll.

Die Bestimmung der Partnerrolle durch Übertragung und narzisstische Projektion.

Bei der Bestimmung der Partnerrolle ist der Konfliktpartner bestrebt, dem anderen die Rolle eines Ersatzes für eine frühkindliche Bezugsperson oder für einen Aspekt des eigenen Selbst zuzuweisen. Da es sich jeweils um den Versuch handelt, Binnenkonflikte zu externalisieren, hat der Partner die Funktion der Konfliktenlastung für den anderen zu erfüllen. Als psychodynamische Vorgänge sind dabei Übertragung und narzisstische Projektion wirksam. Wie schon weiter oben beschrieben, handelt es sich hierbei um Situationen, in denen der jeweilige Interaktionspartner stellvertretend für eine Figur des biographischen Hintergrundes herhalten und deren Rolle erfüllen muss.

Bei den sogen. narzisstischen Projektionen werden in den Partner auch Merkmale und Tendenzen hineingesehen, die in Wirklichkeit eigenen Konflikten entstammen, mit dem Unterschied, dass es sich hierbei nicht um Wesenszüge frühkindlicher Bezugspersonen handelt, sondern um Anteile der eigenen Person. Hierbei wird im Anderen nicht ein Ersatz für eine andere Person, sondern eine Projektionsfläche für eigene Persönlichkeitsanteile gesucht.

Auf diese Weise ergeben sich grundsätzlich zwei Rollenskalen:

1. Der Partner als Ersatz für einen anderen Partner
 - a) als Ersatz für eine Elternfigur
 - b) als Ersatz für eine Geschwisterfigur
2. Der Partner als Ersatz für einen Aspekt des eigenen Selbst
 - a) der Partner als Abbild
 - b) der Partner als Abbild des idealen Selbst
 - c) der Partner als Abbild der negativen Identität (»Sündenbock«)

Diese Aufstellung ist sicher noch nicht vollständig, da noch andere Rollentypen vorstellbar sind.

Der Partner als Ersatz für einen anderen Partner

A kann von B unbewusst dazu genötigt werden, stellvertretend in die Rolle einer anderen Person einzutreten und zwar eines Konfliktpartners aus der eigenen frühkindlichen Vergangenheit, also der Eltern oder der Geschwister. A soll dann kompensierend die unerträgliche Enttäuschung wettmachen, welche jene andere unerfüllte oder gescheiterte Beziehung hinterlassen hat. Zugleich wird A von B dazu verführt, genau jene traumatisierenden Merkmale zu reproduzieren, unter deren Eindruck der historische Beziehungskonflikt psychisch fixiert worden ist. Je nachdem erhält die Rolle von A die Charakteristik einer präödpalen oder ödpalen Elternfigur oder einer Geschwisterfigur.

Der Partner als Abbild

A kann zweitens die Rolle auferlegt werden, als genaue Kopie das Selbstbild von B zu verwirklichen. Bei dem diese Rollenvorschrift erteilenden B handelt es sich meistens um eine hochgradig narzisstische Persönlichkeit mit paranoiden Zügen, die sich durch Verleugnung ihres eigenen Ich-Ideals die Phantasie aufrechterhält, perfekt zu sein. Natürlich kostet es grosse Mühe, eine solche narzisstische Grössenphantasie in der sozialen Realität aufrecht zu erhalten, welche täglich mit dem illusionären Charakter dieser Selbstüberschätzung konfrontieren kann. Keinesfalls darf vor allem A Vorschriften und Ideale anerkennen, deren konstante Verleugnung B enorme Anstrengung abfordert. Denn würde A die Verleugnung nicht mitmachen, würde er das Abwehrsystem von B ständig bedrohen und Angst hervorrufen. Dieses Phänomen ist in der Literatur auch unter dem Be-

griff »folie à deux« bekannt geworden, worunter man die Existenz gemeinsamer Wahnvorstellungen oder gemeinschaftliches Verrücktsein zu verstehen hat.³³

Die Rolle des idealen Selbst

Eine weitere mögliche Rolle besteht darin, dass A in narzisstischer Weise dazu gezwungen wird, ein Ideal zu erfüllen, dessen Realisierung B misslungen ist. A wird also gewissermassen zum Substitut des idealen Selbst von B. Diese Rollenvorschrift setzt voraus, dass B nicht in paranoid verleugnender Weise die Phantasie der eigenen omnipoten Vollkommenheit aufrechtzuerhalten vermag, sondern unter dem Verfehlen des eigenen Ich-Ideals leidet. Deshalb erträgt er nicht nur, dass A besser als er selbst wird, sondern er fördert es sogar, um sich dann mittels narzisstischer Identifizierung für das eigene Scheitern zu entschädigen. Er erstrebt in jener narzisstischen Weise »Heilung durch Liebe«, wie Freud es in der »Einführung des Narzissmus³⁴ beschrieben hat. Inhaltlich variiert diese Rolle, je nachdem ob B mehr den positiven, wunscherfüllenden Aspekt des eigentlichen Ich-Ideals oder mehr den negativen, repressiven Aspekt des Über-Ichs A aufbürdet. Im ersten Fall wird von A z.B. besondere Klugheit, Karriere, Schönheit und Ansehen, im zweiten Fall etwa Erfüllung eines Ideals von perfekter Reinheit, Triebabstinenz oder dergleichen erwartet.

Die Rolle des Sündenbocks

A soll in dieser Rolle spezielle gefährliche Impulse realisieren, welche B bei sich verpönt und unterdrückt, zugleich soll er in entlastender Weise als Empfänger der Strafen verfügbar sein, welche B insgeheim selbst zu verdienen glaubt. Als Sündenbock verschafft A B also einerseits eine schuldfreie Ersatzbefriedigung für die eigenen verdrängten Impulse, nämlich durch Phantasiepartizipation, zum anderen

ermöglicht er B eine Abfuhr der quälenden Selbstbestrafungstendenzen nach aussen. Im Gegensatz zur Rollenvorschrift des idealen Selbst müsste man diesmal statt von einem Versuch der Selbstheilung durch Liebe vom Versuch einer Selbstheilung durch Hass sprechen. Es handelt sich im Fall von B stets um Persönlichkeiten mit einer sehr mangelhaft gelungenen Triebabwehr, die ihre fortwährend durchbruchsbereiten Triebimpulse eben nur dadurch leidlich in Schach halten können, dass sie sich an dem verhängnisvollerweise aufgestachelten Triebleben von A voyeuristisch mitbefriedigen können, was sie freilich vor sich selbst und der Umwelt durch periodische Strafexzesse zu kaschieren verstehen. Während bei der »Sündenbock-Variante« dieses Rollentyps die sadomasochistische Beziehung überwiegt, ist dies bei folgenden Ausprägungsformen weniger der Fall:

Die Rolle des schwachen Teils

Hierbei soll A nicht den bösen, sondern nur den schwachen Teil von B übernehmen. B kann sich z.B. als gross, stark und aktiv darstellen, solange er seine unterdrückten Gefühle von Minderwertigkeit, Ohnmacht und Passivität in seinem symbiotischen Partner A verwirklicht findet. Man kann also sagen: A drückt z.B. die Depression aus, die B bei sich abwehrt. A ist die hilflose Kehrseite, die B in seiner phallisch – narzisstischen Selbstdarstellung durch Überkompensation verdeckt. Müsste B diese schwache Stelle bei sich selbst sehen, würde ihn das in seiner manischen narzisstischen Selbstüberschätzung schwerstens erschüttern. Aber wenn A diesen depressiven Teil übernimmt, kann B sich weiterhin sicher fühlen. Der arme schwache A bildet gleichsam den Hintergrund auf dem sich B in seiner Grossartigkeit unangefochten abheben kann. Zugleich kann aber B heimlich ein Stück der eigenen unterdrückten Passivität und Depression in der symbiotischen Liebe zu A ausleben. Während der naive Beobachter in solchen Fällen oft meint, A müsse

für B nichts anderes als eine hemmende Last bedeuten, zieht B aus dieser Rollenbeziehung unbewusst – und oft von der Umgebung unbemerkt – hinreichenden Gewinn.

Die Rolle des Bundesgenossen

B führt beständig äussere Kämpfe und verlangt von seinem Partner A vor allem Bundesgenossendienste in diesen Auseinandersetzungen. Alles andere, was A ist und tut, wird unwichtig neben seiner Bedeutung als Kampfgefährte. In gewisser Weise erscheint diese Rolle als eine Extremvariante der Rolle des Abbildes. Auch im jetzigen Falle hat man bei dem Rollengeber B eine paranoide Struktur vorauszusetzen. Aber diesmal geht es B weniger um eine Abschirmung seiner narzisstischen Verleugnungen als um Stabilisierung seiner aggressiven Abfuhr. Die in der Rollenvorschrift steckende Aufforderung zur Kampfgenossenschaft wird leicht zu einem unentrinnbaren Zwang für A. Denn beim Fortfall der kämpferischen Solidarisierung mit B droht dessen aus der Beziehung herausgehaltene Aggression in diese zerstörerisch einzubrechen. So kann man sich beispielsweise erklären, dass die Partner von paranoiden Persönlichkeiten sehr häufig in den Wahn ihres Partners mit einsteigen und sich mit deren paranoiden Kämpfen solidarisieren.

Bei Robra und Riemann wurde die Interaktion auf dem Hintergrund der Abwehr struktur- und neurosespezifischer Ängste behandelt. Bei Willi und anderen wurde gezeigt, wie sich die Interaktion aufgrund eines gemeinsamen Grundkonfliktes in polarisierten Rollen zur sogen. Kollusion verdichten kann. Der Beitrag von Richter geht einen Schritt weiter, indem er aufzeigt, dass in der Interaktion z.B. im Falle narzisstischer Projektion, eigene Persönlichkeitsanteile an den Partner delegiert werden können. Der Andere wird somit nicht nur zur Abwehr individueller oder gemeinsamer Ängste und Konflikte gebraucht, sondern als Substitut für Aspekte des eigenen Selbst. Der Partner stellt

somit den notwendigen Hintergrund für die eigene Identität und Selbstabgrenzung dar. Um sich als gut, ideal und perfekt erleben zu können, braucht eine narzisstische Persönlichkeit möglicherweise als Hintergrund einen bösen oder schwachen Partner, der ihm hilft, sich gegen die als bedrohlich erlebten negativen Aspekte des eigenen Selbst abzugrenzen. Doch nicht nur die Funktion der Selbstabgrenzung, sondern auch die Möglichkeit des indirekten Auslebens eigener unterdrückter Impulse oder Persönlichkeitsanteile sind charakteristisch für dieses Arrangement. Der Narzisst kann so indirekt seine »Schattenseite« durch die Rollenzuschreibung des Sündenbocks partizipativ ausleben, ohne sich direkt mit ihr konfrontieren zu müssen. Der Sündenbock hat durch dieses Arrangement den Vorteil, das eigene unterdrückte Geltungsstreben, also seinen eigenen Narzissmus, ungefährdet partizipativ durch den anderen ausleben zu können. Jeder der Partner kann so die ungelebte Seite des anderen ausleben und ist daher für die Abgrenzung und die Aufrechterhaltung des seelischen Gleichgewichts dringend erforderlich.

Zu erwähnen bleibt noch, dass diese Rollenbeziehungen durchaus normale Beimengungen in der affektiven Einstellung der Partner zueinander darstellen können. Sobald jedoch diese Rollenvorschriften eine dominierende Bedeutung für die Beziehung gewinnen, erhalten sie einen abnormen Charakter und engen die Beziehung bis zur Zerstörung oder Erstarrung ein. Das Konzept der psychosozialen Abwehrformen nach Richter hat also den Vorteil, dass es Zwei- und Mehrfachbeziehungen und somit individuelles wie kollektives Abwehrgeschehen erfassen kann. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wenn ich auch noch auf die Anwendung dieser Konzeption auf Mehrfachbeziehungen wie die Familie eingehen würde.³⁵

Die Kollusion als Prozess und Störungsmuster bei Beziehungskonflikten

Es gibt bis heute noch kein Konzept, das für sich in Anspruch nehmen könnte, alle Aspekte einer Paar- oder Mehrpersonenbeziehung vollständig oder doch in ihren wesentlichen Zügen zu erfassen.

Das Kollusionskonzept, das Willi³⁶ in Anlehnung an H. Dicks³⁷ entwickelte, ist ein Versuch, einen Paarkonflikt als gemeinsame Störung der Konfliktpartner zu sehen, und beruht auf der Voraussetzung, dass sich bei beiden Partnern eine gleichartige Grundstörung bezüglich des Paarkonflikts nachweisen lässt, die in einer progressiven und einer regressiven Rollenpolarisierung mit Abwehrcharakter ausgetragen wird. Mit Kollusion ist dabei das unbewusste Zusammenspiel der Partner gemeint, welches die Abwehr eines gemeinsamen Grundkonfliktes zum Ziele hat. In diesem Falle geht das neurotische Rollenangebot nicht nur von einem Partner aus, sondern es wird schon die Partnerwahl aufgrund eines gemeinsamen unbewussten Konfliktes getroffen, sodass sich die Partner bei einer späteren Eskalation des Konfliktes gerade in den Verhaltensweisen verstärken, deren Wiederholung sie wenigstens bewusst vermeiden wollten.

Von der Partnerwahl zur Kollusion

Die Partnerwahl entspringt in diesem Falle der gegenseitigen Faszination, weil der jeweilige Partner Verhaltensmöglichkeiten zeigt, die der andere Partner sowohl verdrängt wie auch insgeheim ersehnt. Die Verhaltensmöglichkeiten des einen Partners, welche sowohl vermieden wie auch durch die Partnerwahl angestrebt werden, sind besetzt durch Angst-, Schuld- und Schamgefühle, von traumatischen Erfahrungen und gefühlsbetonten Erinnerungen, die aus der frühen Kindheit stammen. Jeder der beiden Partner verkör-

pert in seinem Verhalten etwas, was der andere als Verhaltensmöglichkeit verdrängt. Jeder benötigt dabei den Partner in zweifacher Hinsicht: einerseits ermöglicht ihm der Partner die verdrängten und ungelebten Seiten auf den anderen zu projizieren und damit relativ konfliktfrei zu leben, zum anderen bewahrt der Partner ihn auch davor, in die ängstlich vermiedene Gegenposition zu verfallen, da der Partner sie ja aus eigener Motivation für sich beansprucht. Im Zusammenleben erlangen dann speziell die Eigenschaften des Partners eine überhöhte Bedeutung, welche den abgespaltenen und verdrängten Aspekten des eigenen Selbst entsprechen. So kommt es, dass die Paare ihre Konflikte meist in der unablässigen Variation eines immer gleichbleibenden Grundthemas (»Alte Platten«) vorbringen.

Im Stadium der Verliebtheit, in dem die Selbst- und Fremdwahrnehmung nach Lüchinger³⁸ deutlich verzerrt und reduziert ist, werden die angstausslösenden Aspekte des Partners verdrängt und ein symbiotisches gemeinsames Selbst angestrebt, wobei das individuelle Selbst so modifiziert wird, dass es sich mit dem des Partners zu einem »harmonischen« Ganzen verbindet. Die Partner haben sich unbewusst in einer progressiven und einer regressiven Rollenaufteilung – z.B. starker Mann und schwache Frau – eingerichtet. Je grösser nun die Bereitschaft ist, verdrängte Bereiche zu finden, umso konflikträchtiger ist die Beziehung. In der Anfangsphase der Beziehung – den »Flitterwochen« – mag sich ein Paar noch glücklich als Einheit fühlen, da die gegenseitige Ergänzung noch reibungslos funktioniert. Doch nach dem Prinzip der »Wiederkehr des Verdrängten« kann die gemeinsame Verdrängung im Alltag, wo jeder auch in seinem individuellen Selbst gefordert ist, auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden. Die verdrängten Persönlichkeitsanteile der Partner drängen wieder ins Bewusstsein und verschaffen sich vielleicht vorläufig nur durch eine vage Unzufriedenheit und Desillusionierung Geltung, was dann immer mehr die Stabilität der Beziehung gefähr-

det. In dem sich jetzt anbahnenden Konflikt werden weder die alten, noch die neuerwachten Bedürfnisse befriedigt. Der progressive Partner verträgt es auf die Dauer nicht, dass er ständig dem regressiven Partner die Befriedigung vermitteln soll, welche er sich selbst vorenthalten muss. Gleichzeitig frustriert er aber auch den Partner, weil er ihn ständig in der regressiven Position gefangen hält. Er frustriert jedoch nicht nur seine eigenen Bedürfnisse in Richtung regressiver Position, sondern auch noch sich selbst, da er ständig die progressiven Ichfunktionen für zwei übernehmen muss, ohne dass er dafür vom Partner auf die Dauer mit genügend Anerkennung versorgt werden kann. Auf der einen Seite wird er sich auf die Dauer über das regressive Verhalten des Partners ärgern, es jedoch auf der andern Seite verhindern, wenn dieser wirklich selbstbewusster und unabhängiger werden würde. Der regressive Partner muss auf die Dauer den Progressiven hassen, weil er von diesem ständig kleingehalten wird, und weil das dauernde Angewiesensein auf Hilfe je länger je mehr kränkend ist. So wird er zwar auf der einen Seite die progressiven Ichfunktionen, wie Kontrolle, Führung, Entscheidung und Aktivität dem Partner übertragen, weil er sie sich noch nicht selbst zutraut, jedoch aus Verärgerung und Frustration die Bemühungen des Partners je länger je mehr direkt oder indirekt untergraben und sabotieren. Der progressive Partner wird somit gleichzeitig seinem Ärger über die mangelnde Selbstständigkeit des regressiven Partners Ausdruck verleihen und auf der anderen Seite die Bemühungen des Partners um mehr Selbstständigkeit vereiteln. Dies bringt den regressiven Partner in eine Situation, in der er gleichsam gefangen ist, weil er es dem Anderen auf keine Art recht machen kann. Verharrt er in der regressiven Position, zieht er sich die Ablehnung des Partners genau so zu, wie wenn er sich um mehr Selbstständigkeit bemüht. Der regressive Partner wird ebenfalls seinen Ärger und seine Unzufriedenheit über die Tatsache ausdrücken, dass der Partner ihm zu wenig Raum

zur Selbständigkeit lässt. Auf der anderen Seite wird er ängstlich und abwehrend jeden Versuch des Partners unterwandern, welcher ihm mehr Verantwortung und Selbständigkeit ermöglichen würde. Dies bringt den progressiven Partner ebenfalls in eine ausweglose Situation. Beharrt er auf seiner Position, enttäuscht er den Partner, gibt er mehr von der gemeinsamen Verantwortung ab, ängstigt und enttäuscht er ihn ebenfalls. Er kann somit auch tun und lassen was er will, er kann es dem Partner so oder so nicht recht machen. In dieser Situation senden beide Partner gleichzeitig mindesten zwei in sich widersprüchliche Informationen und somit zwei widersprüchliche Handlungsaufforderungen.

1. Der progressive Partner: »Sei selbständig!«

»Bleib unselbständig!«

2. Der regressive Partner: »Lass mich frei!

»Lass mich abhängig bleiben!«

Jedem Partner bleibt die Qual der Wahl. Wird er der einen Botschaft Folge leisten, wird er es dem Partner nicht recht machen, wird er der anderen Botschaft folgen, wird er es ihm ebensowenig recht machen. Diese an sich unhaltbare Situation wird im normalen Kontext nicht so ohne weiteres hingenommen. Entweder wird der Sozialpartner auf die widersprüchliche Botschaft hinweisen und auf diesem Wege (der »Metakommunikation«) eine Klärung versuchen, oder auf die Dauer mit Aggression oder Rückzug aus dem Feld reagieren. Gerade die letztere Möglichkeit ist in diesem Falle nicht so ohne weiteres zu realisieren, weil beide Partner so aneinander gebunden sind, dass ein Ausstieg aus dieser unhaltbaren Situation nicht so ohne weiteres in Frage kommt. Diese Kommunikationssituation wird in der Literatur als »double bind« oder »Beziehungsfalle« beschrieben und verdient es, an dieser Stelle kurz dargestellt zu werden.

Die Hypothese der »Doppelbindung«, »Beziehungsfalle« (H. Stierlin) oder »Zwickmühle« (W. Loch) hat sich zu einem erfolgreichen Ansatz zur Klärung von Beziehungsproblemen entwickelt. Die Wirkungen des »double bind« wurden erstmalig 1956 von Bateson, Jackson, Haley und Weakland beschrieben³². Diese Forschergruppe fragte sich, durch welche Beziehungsstrukturen jene Verhaltensformen bedingt werden, auf die sich die Diagnose der Schizophrenie stützt. Sie postulierten, dass der Schizophrene in einer Welt leben müsse, in der die Ereignisabläufe solcherart sind, dass ein ungewöhnliches Kommunikationsverhalten in gewissem Sinne angebracht ist. Sie entdeckten bestimmte Strukturen zwischenmenschlicher Beziehungen, für die sie den Ausdruck »double bind« prägten und dessen notwendige Bestandteile sie wie folgt zusammenfassten:

1. Zwei oder mehr Personen. Eine davon bezeichnen wir zum Zweck unserer Definition als das »Opfer«. Wir nehmen nicht an, dass das »double bind« z.B. von der Mutter allein erzwungen wird, sondern dass es durch die Mutter im Zusammenwirken mit dem Vater oder den Geschwistern zustande kommt.
2. Wiederholte Erfahrung. Wir nehmen an, dass das »double bind« sich in der Erfahrung des Opfers wiederholt. Unsere Hypothese bschwört keine einzelne traumatische Erfahrung, sondern eine derartige wiederkehrende Erfahrung, dass die Struktur des »double bind« zu einer habituellen Erwartung wird.
3. Ein primär negatives Gebot. Dies kann zwei Formen annehmen: entweder (a) »Tu das nicht, oder ich bestrafe dich«, oder (b) »Wenn du das und das nicht tust, bestrafe ich dich.«

4. Ein sekundäres Gebot, das mit dem ersten auf einer abstrakten Ebene in Konflikt gerät, und wie das erste durch Strafen oder Signale durchgesetzt wird, die das Leben bedrohen. Dieses sekundäre Gebot ist aus zwei Gründen schwerer zu beschreiben als das primäre. Erstens wird das sekundäre Gebot dem Kind gewöhnlich auf averbalem Weg vermittelt. Körperhaltung, Gesten, Stimmlage, sinnvolle Handlungen und die in der verbalen Mitteilung verborgenen Implikationen lassen sich sämtlich zur Übermittlung dieser abstrakteren Botschaft verwenden. Zweitens kann das sekundäre Gebot gegen ein Element des primären Gebots verstossen. Die Verbalisierung des sekundären Gebotes kann deshalb einen weiteren Spielraum von Formen umfassen, z.B.:

»Betrachte das nicht als Strafe«, »Betrachte mich nicht als Strafinstanz«, »Unterwirf dich nicht meinen Verboten«, »Denk nicht daran, was du nicht darfst«, »Zweifle nicht an meiner Liebe, für die das primäre Gebot ein Beispiel ist (oder nicht ist)« usw. Weitere Beispiele werden möglich, wenn das double bind nicht nur von einer Person, sondern von zweien verhängt wird. So kann z.B. ein Elternteil auf einer abstrakten Ebene die Gebote des anderen Elternteils negieren.

5. Ein tertiäres negatives Gebot, das dem Opfer untersagt, das Feld zu räumen. In formalem Sinn braucht man dieses Gebot nicht als getrennten Punkt aufzuführen, da die Verstärkung auf den beiden anderen Ebenen lebensbedrohend ist und eine Flucht natürlich unmöglich gemacht wird, wenn die double binds während der Kindheit aufgezwungen werden. Es scheint jedoch, dass die Räumung des Feldes in einigen Fällen durch bestimmte Mittel unmöglich gemacht wird, die nicht völlig negativ sind, wie z.B. unbeständige Liebesversprechen.

6. Schliesslich ist die komplette Serie von Einzelementen

unnötig geworden, wenn das Opfer gelernt hat, sein Universum in der Schablone des double binds wahrzunehmen. Fast jeder Teil einer double bind – Sequenz kann dann ausreichen, um Panik oder Wut auszulösen. Die Struktur der widerstreitenden Gebote kann sogar von halluzinatorischen Stimmen übernommen werden.

Der Effekt des double bind

Die Doppelbindung verursacht nicht Schizophrenie, wie etwa eine Infektion eine Entzündung verursacht. Man kann lediglich sagen, dass dort, wo Doppelbindungen zur vorherrschenden Beziehungsstruktur werden, der am meisten gestörte Partner sich so verhält, wie es dem klinischen Bild der Schizophrenie entspricht.

In einem Kommunikationsablauf verringert jeder Austausch von Mitteilungen die Zahl der nächstmöglichen Mitteilungen. Im Fall der Doppelbindung ist diese zunehmende Verhaltenseinengung besonders drastisch, da nur noch wenige Reaktionen möglich sind, z.B.

- Der Betroffene glaubt, er habe bedeutsame Anhaltspunkte übersehen oder sie seien ihm absichtlich vorenthalten worden. Er wird diese Anhaltspunkte suchen und seine vergebliche Suche nach einem Sinn auf unwahrscheinliche und beziehungslose Phänomene ausdehnen.
- Er kann sich aber auch, wenigstens nach Aussen hin, jedes eigenen Denkens enthalten und buchstabengetreu allen Anordnungen folgen. Statt also endlos nach verborgenen Bedeutungen zu forschen, beachtet dieser Betroffene nur die oberflächlichen Erscheinungsformen menschlicher Beziehungen und wird daher die Möglichkeit verwerfen, dass Mitteilungen sich untereinander durch verschiedene Wichtigkeitsgrade unterscheiden können. Dem Aussenstehenden muss dieses Verhalten dumm erscheinen, denn die Unfähigkeit zwischen Wichtigem und Unwichtigem unterscheiden zu können, gehört zum Wesen der Dummheit.

- Die dritte mögliche Reaktion besteht in einem Rückzug aus menschlichen Beziehungen, so weit die Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren dies erlaubt. Dies kann durch Selbstisolation, Empfangsblockierung oder durch hyperaktives Verhalten, welches Kommunikationen aus der Umwelt übertönt, erreicht werden.

Alle diese drei Verhaltensformen, welche die Flucht aus der Doppelbindung zum Ziele haben, entsprechen schizophrenen Reaktionen.

Vorübergehend sind wir alle doppelbindenden Situationen ausgesetzt und lösen auch solche aus. Pathogen wirken sie erst, wenn sie sich zu dauerhaften Interaktionsmustern verhärteten, sodass psychotische Reaktionen der letzte verzweifelte Versuch sind, mit dieser lähmenden Situation fertig zu werden. Um zu unserem Beispiel zurückzukehren bedeutet das, dass double bind – Situationen ein »normaler« Bestandteil von Paarkonflikten sind. Sie sind Ausdruck der Ambivalenzen, die in jedem Menschen angelegt sind. Wobei jedoch nicht diese emotionalen Abivalenzen, die sich in widersprüchlichen Handlungsaufforderungen niederschlagen, an und für sich konflikterzeugend sind, sondern die Art, wie damit umgegangen wird. In der double bind – Situation entzieht sich der Sender dadurch der Verantwortung für seine ambivalenten Gefühle und Bedürfnisse, dass er widersprüchlich kommuniziert und damit dem Empfänger der Botschaft die Verantwortung überträgt, welchem Teil der Botschaft er nun entsprechen soll. Die Situation verkompliziert sich dadurch noch besonders, dass ein Teil der Botschaft auf der averbalen Ebene zum Ausdruck gebracht wird, die für den Empfänger weniger klar zu entziffern ist, und auf die er den Sender weniger eindeutig behaften kann, als beim verbalen Teil der Mitteilung. Dies wird an einem Beispiel deutlich, das Haley in Bateson u.a. (1970)⁴⁰ gibt:

»Eine Mutter ruft nach ihrem kleinen Kind und bittet es,

auf ihren Schoß zu kommen. Sie gibt damit sprachlich zu erkennen, dass sie eine liebevoll-zärtliche Beziehung zu ihm aufzunehmen wünscht. Gleichzeitig drückt sie aber durch den Tonfall ihrer Stimme und durch nichtverbale, begleitende Gesten aus, dass sie eine Abneigung gegen das Kind verspürt und ihr der Gedanke, das Kind auf dem Schoß zu haben nicht angenehm ist. Das Kind stutzt einen Augenblick. Dann geht es zur Mutter, klettert auf ihren Schoß, nimmt einen Knopf ihrer Jacke in die Hand und sagt: »Das ist aber ein schöner Knopf«.

Da das Kind emotional an die Mutter gebunden ist, ist für es der Glaube an die Liebe der Mutter lebenswichtig. Die Einsicht, dass es von seiner Mutter abgelehnt würde, wäre so schmerzlich, dass ihm auch nicht die Möglichkeit der Metakommunikation offen bleibt, durch die es die Situation klären könnte. Seine Reaktion ist folglich auch eine Art *double bind*. Es klettert der Mutter auf den Schoß und signalisiert damit, dass es ebenfalls eine liebevolle Beziehung zur Mutter aufzunehmen wünscht, auf der anderen Seite beschäftigt es sich mit dem Jackenknopf, was ein eher sachliches Interesse an der Mutter signalisiert.

Hier kommt ein anderer sehr wichtiger Aspekt des doppelbindenden Verhaltens zum Ausdruck, den Watzlawick (1969)⁴¹ so beschreibt:

»Das durch die Doppelbindung verursachte Verhalten hat selbst doppelbindende Rückwirkungen und dies führt zu sich selbst verewigenden Kommunikationsstrukturen.«

Im Folgenden wollen wir uns dem von Willi⁴² beschriebenen Ehetypus der hysterischen Ehe zuwenden. Die Motive welche die Partnerwahl begründeten, sowie die anlässe zur Ehekrise, bestehen in einer partnerschaftlichen Interdependenz. Partnerwahl und Partnerkonflikt werden als »Kollusion« betrachtet, d.h. als unbewusstes Zusammenspiel beider Partner, das auf der Gleichartigkeit der in-

dividuellen Konfliktstruktur beruht. Die Partner wählen sich in der Erwartung, den gleichartigen neurotischen Konflikt in zueinander komplementären Rollen zu überwinden. Durch die Verteilung der miteinander in Konflikt stehenden Instanzen (nährende Mutter, forderndes Kind, Eltern-ich, Kinderich, Überich, Es) auf verschiedene Rollenfunktionen, entsteht zwischen den Partnern eine starke Spannung und gleichzeitig eine starke Interdependenz. Die verdrängten und bei der Partnerwahl auf den Partner projizierten Konfliktanteile, verhindern aber bei längerem Zusammenleben dieses Arrangement und führen zu einer Wiederkehr des Verdrängten in einer entstellten auf den Partner bezogenen Form.

Willi beschreibt die hysterische Ehe als eine Bindung, die von beiden Partnern – der hysterischen Frau und dem hysterophilen Mann – in der Hoffnung auf Besserung ihrer neurotischen Störung eingegangen wird, während doch ihr unbewusstes Arrangement dazu führen muss, dass beide sich in ihrem neurotischen Verhalten verstärken und fixieren.

Der typische Verlauf der hysterischen Ehe mündet in einen Interaktionszirkel, in dem jeder der beiden Beteiligten auf die Widerstände des anderen zur Aufrechterhaltung der eigenen Abwehrstruktur angewiesen ist. Jeder Versuch eines Partners, das Interaktionsritual aufzusprengen, wird vom anderen sofort neutralisiert. Für den Erfolg der Therapie ist entscheidend, ob der gemeinsame Nenner der ineinander verschränkten Neurosen (der »Kollusion«) gefunden und thematisiert werden kann.

Um die etwas komplizierten Vorgänge der Kollusion der hysterischen Ehe überschaubar zu machen, bietet Willi zwei schematische Darstellungen, wobei er sich auf das Konfliktmodell der oral-hysterischen und der phallisch-hysterischen Ehe beschränkt, in der Annahme, dass diese beiden Typen besonderes häufig vertreten sind.

Das Konfliktmodell der oral-hysterischen Ehe

Frau

Mann

indiv. Konflikt

indiv. Konflikt

Interaktionszirkel

Partnerwahl

bewusst
will in ihren
oralen Bedürf-
nissen befrie-
digt werden

kann so pflege-
bedürftig sein,
weil ..

kann so für-
sorglich
sein, weil ..

bewusst
will orale Bedürf-
nisse des Partners
befriedigen (Ab-
wehrbildung gegen
eigene orale Be-
dürfn., Sublima-
tion, Verschiebung
des Objekts)

Partnerkonflikt

unbewusst
(verdrängt
und auf den
Partner
projiziert)

so unermess-
lich anspruchs-
voll und un-
dankbar, weil ..

so tölpel-
haft, aus-
weichend u.
abweisend,
weil ..

unbewusst
(verdrängt und
auf den Partner
projiziert)

Abwehr der
oralen Bedürfnis-
befriedigung

eigene orale
Bedürfnisse

Bei der Partnerwahl ergänzen sich die Partner in ihren Erwartungen: Die Frau möchte sich passiv in ihren oralen Bedürfnissen befriedigen lassen. Der Mann möchte sich der Frau gegenüber in Pfleger- und Mutterfunktion bewähren. Er unterdrückt in der Frau jeden Versuch, der ihn in seiner Mutterposition gefährden könnte und versucht, sie wie ein Kind von sich abhängig zu machen. Sie spielen sich auf einen Interaktionszirkel ein, der folgendermassen lautet:

Von der Frau aus:

Ich kann so bedürftig sein. . .

weil du so fürsorglich bist. . .

Vom Mann aus:

Weil Du so bedürftig bist

kann ich so fürsorglich sein

Im engeren Zusammenleben verschafft sich die vorbestehende individuelle Konfliktsituation aber erneut Geltung. Die Frau bekommt Angst vor der direkten oralen Bedürfnisbefriedigung, sie fürchtet, darin frustriert zu werden, sich vom Mann abhängig zu machen und ihm unterlegen zu sein (die Abwehr ist phallisch mitbegründet). Sie neigt aus ihrer individuellen neurotischen Konstellation heraus dazu, die orale Bedürfnisbefriedigung gerade damit zu verunmöglichen, dass sie ihre Ansprüche an Pflege und Zuwendung ins Unermessliche steigert, bis der überforderte Mann nicht anders kann, als die Frau abzuwehren. Die Abwehr des Mannes bestätigt die Frau in ihrer Erwartung, dass die orale Bedürfnisbefriedigung nicht gesichert, und der Mann in seiner Pflegefunktion nicht ausreichend belastbar sei, wovon sie nun für sich das Recht ableitet, sich ihm gegenüber undankbar und unzufrieden verhalten zu dürfen. Bewusst will sie sich mit der Rolle der Schwachen und Hilfsbedürftigen bescheiden, unbewusst wehrt sie die Rolle der Schwachen ab und findet schliesslich einen Kompromiss darin, dass sie den Mann mit ihrer Schwäche zu tyrannisieren vermag.

Der Mann andererseits versucht bei der Partnerwahl seine eigenen oralen Bedürfnisse in der pflegerischen Aufgabe an

der Frau zu sublimieren. Er verlegt seine oralen Bedürfnisse ganz in die Frau und versagt sich jede direkte orale Befriedigung durch die Frau. Die einzige Form von oraler Bedürfnisbefriedigung besteht darin, sich die Entgegennahme von Dankbarkeit, mit der ihn seine Frau für seine pflegerischen Leistungen belohnen soll, zu gestatten. Im engeren ehelichen Zusammenleben verschaffen sich seine verdrängten oralen Bedürfnisse nun aber doch Geltung. So kann er auf die Dauer der Frau nur schwerlich gewähren, was er sich selbst versagen muss. So wird er mit der Zeit die Frau zwingen, ihm gegenüber mütterliche Funktionen zu übernehmen. Vor allem aber tritt das ein, was er von vornherein aus seinem individuellen oralen Konflikt heraus befürchtet, nämlich dass die Entschädigung für seine pflegerischen Leistungen in Form von Dank und Selbstbestätigung durch die Frau nicht gesichert ist. Aus seiner eigenen Befürchtung, in der Sublimierung seiner oralen Bedürfnisse von der Frau nicht ausreichend gestützt zu werden, stellt er immer massloser Ansprüche an ihre Dankbarkeit, bis er sich den erwarteten Undank bestätigt hat, womit er sich zur Abweisung ihrer oralen Bedürfnisse berechtigt fühlt.

In diesem Konflikt wird jeder Partner dazu gedrängt, die Projektion des unbewusst gehaltenen verdrängten eigenen Konfliktanteils auf den Partner wieder zurückzunehmen. Die Enttäuschung darüber kann damit etwas gemildert werden, dass er sein eigenes Fehlverhalten als bloße Reaktion auf das Fehlverhalten des Partners ausweisen kann. Es spielt sich dabei der Konflikt in folgendem Interaktionszirkel bei verschiedener Interpunktion der Ereignisfolgen (Watzlawick, 1969, S. 59 ff.) ab:

Von der Frau aus:

Ich bin so undankbar und masslos anspruchsvoll,
weil der Mann so ausweichend und abweisend ist.

Vom Mann aus: *

Ich bin so ausweichend und abweisend,
weil die Frau so masslos anspruchsvoll und undankbar ist.

Jeder begreift sein eigenes Verhalten lediglich als Reaktion auf das Verhalten des Partners und nicht auch als erneuten Stimulus, der seinen Partner erneut in seinem Verhalten verstärkt. So fühlen sich beide Partner in ihrem Fehlverhalten legitimiert, ohne dessen Quellen im eigenen neurotischen Konflikt sehen zu müssen.

Das Konfliktmodell der phallisch-hysterischen Ehe

Frau

indiv. Konflikt

bewusst

will sich mit dem Phallus des Mannes identifizieren (Mann als Substitut des eigenen Phall. Abwehrbildung gegen Penisneid)

Interaktionszirkel

Partnerwahl

kann Partner phallisch bestätigen, weil ...

kann sich phallisch bestärken, weil ...

Mann

indiv. Konflikt

bewusst

sucht phallische Bestätigung

unbewusst (verdrängt und auf Partner projiz.)

eigene phall. Wünsche, Penisneid

Partnerkonflikt

so kastrierend, weil ...

so impotent, weil ...

unbewusst

(verdrängt und auf Partner projiziert)

passiv-feminine Bedürfnisse, Kastrationsängste

Bei der Partnerwahl ergänzen sich die Partner in ihren Erwartungen: der phallisch unsichere, stark auf Bestätigung hoffende Mann wächst unter den phallischen Projektionen der Frau über sich hinaus und tritt seine eigene passiv-femininen Bedürfnisse der Frau ab. Die Frau vermag ihre eigenen phallischen Wünsche zu sublimieren, indem sie sich mit dem Phallus des Mannes identifiziert. Es verschafft ihr ein hohes Mass an Genugtuung, zu sehen, dass der Mann phallisch ganz von ihr abhängig ist und dass sie ihn gerade durch die Übernahme der passiv-femininen Rolle phallisch zu beherrschen vermag.

Im längeren Zusammenleben kommen nun aber die vorbestehenden Kastrationsängste des Mannes wieder zur Geltung. Im Grunde möchte er sich eher mit der passiv-femininen Rolle bescheiden. Er sucht mehr die verfeinerte und veredelte Form der Männlichkeit, so dass sein Phallus auf keinen Fall aggressivem Sadismus dienen darf. Er kann eine phallische Genitalität nur entfalten, insofern er von der Frau darin unterstützt und gefördert wird. Um die Kastrationsangst zu verdrängen, muss er pausenlos von der Frau phallisch bestätigt werden. Aus seinen eigenen passiv-femininen Bedürfnissen heraus legt er seine Potenz ganz in die Verfügungsgewalt der Frau. Sobald nun aber die Frau unter seiner Provokation in ihrer phallischen Bestätigung nachlässt, sieht er sich im erwarteten Kastrationsverhalten bestätigt und fühlt sich legitimiert, impotent zu reagieren und die rohe phallische Genitalität eventuell einem Liebhaber der Frau zu überlassen. Die Frau versucht, ihren Kastrationskomplex durch Reaktionsbildung oder Verkehrung ins Gegenteil abzuwehren, indem sie sich eine passiv-feminine Haltung aufzuerlegen sucht, zu deren Aufrechterhaltung sie den Mann zum Substitut ihres Phallus verpflichtet. Im Zusammenleben kann die Identifikation mit dem Phallus des Mannes aber nicht aufrechterhalten werden. Ihr verdrängter Penisneid und ihre phallischen Rivalitätsgefühle verschaffen sich Geltung. Sie fühlt sich gedrängt, das, was sie in

sich unterdrücken muss, auch im Mann abzuwehren. Durch die dauernde Forderung an den Mann, sich in seiner phallischen Überlegenheit auszuweisen, provoziert sie dessen Impotenz. Sie verschärft aber durch das Versagen des Mannes nun gerade ihren individuellen Kastrationskomplex, den sie durch die Ehe zu überwinden hoffte, und wird auf die verdrängten phallischen Wünsche zurückgeworfen. Sie beteuert, sie könne sich nicht auf die feminine Rolle beschränken, weil der Mann seine männliche Rolle nicht erfüllen könne. Der Mann müsse Mann sein und müsse die Frau überwältigen können. Sie fühlt sich durch die Impotenz des Mannes zum Kastrationsverhalten legitimiert. Auch hier provoziert also jeder den Partner zu dem Verhalten, das er mit der Partnerwahl in jedem Fall vermeiden zu können glaubte und fühlt sich zu einem Verhalten dem Partner gegenüber gedrängt, das ganz wesentlich aus dem unbewusst gehaltenen individuellen Konfliktanteil resultiert.

Zusammenfassung:

Bei der Darstellung der Kollusionstheorie nach J. Willi sollte nicht nur dieser Ansatz beschrieben, sondern auch gezeigt werden, wie sich Konzepte psychoanalytischer Herkunft mit Konzepten aus der Kommunikations- und Systemtheorie verbinden lassen. Dies geschah hauptsächlich dadurch, dass der Zusammenhang zwischen Kollusion und Doppelbindung aufgezeigt wurde. So ist es ja gerade der verdrängte, unbewusste Anteil, der sich im averbalen Teil der Mitteilung zeigt, jedoch die Botschaft nachhaltig, aber widersprüchlich, auf der Beziehungsebene qualifiziert. Je stärker aber der unbewusst, averbale Teil der Mitteilung jedoch ins Bewusstsein drängt, desto mehr wird der Partner zur extremen Rollenpolarisierung gezwungen, um die gemeinsame Abwehr aufrechtzuerhalten. Der scheinbar »starke« Mann wird averbal Signale geben, dass er mehr Stärke und Unterstützung von der Frau möchte, die er jedoch auf

der verbalen Ebene verneinen mag: »Lass mich das nur machen, Schätzchen.« Die averbale Mitteilung – etwa gleichzeitig ein hilfloses Lächeln um die Mundwinkel – kann in der Frau Angst auslösen und sie zu verstärkter Anklammerung motivieren, was den Mann andererseits noch mehr dazu treiben mag, sich überlastet zu fühlen und das auch averbal zu signalisieren. Da jedoch weder die grössere Selbstständigkeit der Frau eindeutig erwünscht ist, noch eine grössere Anlehnungsbedürftigkeit des Mannes, da beide Partner weder voll zum einen noch zum anderen Teil ihrer Mitteilung stehen – weil ein Grossteil wohl unbewusst ist – halten sie sich beide in einer Doppelbindung gefangen, aus der sie sich nur schwer lösen können und die infolge der »Wiederkehr des Verdrängten« die Tendenz zur symmetrischen Eskalation hat. Typisch für diese Situation ist auch die verschiedene Interpunktion der Ereignisfolgen, die mit dazu beiträgt, dass die gegenseitige Wahrnehmung beeinträchtigt und der Interaktionszirkel aufrechterhalten wird.

Abgesehen von den kommunikations- und systemtheoretischen Aspekten der Kollusionstheorie wird hier der gemeinsame Grundkonflikt hervorgehoben, dessen Eskalation durchaus in system- und kommunikationstheoretischen Begriffen beschrieben werden kann, wie dies teilweise versucht wurde. Mir scheint allerdings, dass es zur Entwicklung einer Kollusion in seiner formalen Dynamik und im Sinne einer gegenseitigen Verstärkung neurotischen Fehlverhaltens kein gemeinsamer Grundkonflikt vorausgesetzt werden muss. Dies habe ich bei der Schilderung der Beziehung zweier verschieden strukturierter Partner (schizoider Mann – depressive Frau) S. 23 zu veranschaulichen versucht.

Die Synthese psychoanalytischer mit kommunikations- und systemtheoretischen Konzepten konnte hier nur am Beispiel gezeigt werden und bleibt eine Aufgabe für weitere Bemühungen.

Von der Zweier- zur Dreierbeziehung

Die Entwicklung von einer Zweier- zu einer Dreierbeziehung geschieht in der Regel wenn ein Paar das erste Kind erwartet. Darüber hinaus kann jedoch, wie M. Bowen⁴³ das beschreibt, das Dreieck als Grundstein jedes emotionalen Systems angesehen werden.

Entwicklungspsychologisch betrachtet wächst das Kind primär in einer Dreierkonstellation mit zwei erwachsenen Bezugspersonen auf. Dies beschreibt Freud mit seiner zentralen Konzeption des Ödipuskomplexes. Offenbar ist dabei der Dritte im Bunde, der Vater, eine entscheidende Voraussetzung dafür, dass sich Mutter und Kind aus der gemeinsamen symbiotischen Matrix sowohl physisch wie auch psychisch lösen können. Dieses entwicklungspsychologische emotionale Dreieck bildet das Muster und die Voraussetzung für Ichentwicklung, Partnerwahl und Lebensgestaltung des Kindes. Mit dieser Konstellation sind die wesentlichen emotionalen Konflikte, Krisen und Ängste verbunden.

Von daher ist es vorstellbar, dass es kein haltbares emotionales Zweiersystem geben kann. Dies zeigt die Erfahrung, wenn junge Paare sich zu stark unter totalem Ausschluss der Aussenwelt aneinanderbinden. Man kann hier eine fortschreitende Infantilisierung und Regression beobachten, wodurch das Paar immer weniger in der Lage ist, den Anforderungen der Realität gewachsen zu sein.

Zweierbeziehungen unter Ausschluss der Aussenwelt – falls es dies überhaupt gibt – sind auf jeden Fall viel anfälliger, da entstehende Spannungen, etwa durch die Entwicklung zu intensiver Nähe und den damit verbunden archaischen Ängsten (in einen regressiven Strudel gerissen zu werden) nicht nach Aussen abgeführt werden können. Auch bei symbiotisch lebenden Paaren existiert der oder das Dritte zumindest in der Phantasie einer bedrohlichen Aussenwelt, gegenüber der man sich

zusammenschliessen muss und auf die man alle feindseligen Gefühle richten kann, unter anderem um diese aus der eigenen Beziehung herauszuhalten.

Die Rolle des Dritten im Bunde kann im weiteren Entwicklungsverlauf von verschiedenen Personen oder auch von Sachen eingenommen werden, wobei die psychodynamische Bedeutung und Funktion gleich oder ähnlich sein kann. Der Dritte im Bunde kann z.B. eine Aufgabe oder Arbeit sein, mit der ein Partner oder beide »verheiratet« sind. Es können ein Kind, ein Liebhaber oder auch der Therapeut und Berater sein. Beliebte sind auch Drittpersonen aus der Herkunftsfamilie eines Partners wie z.B. die berühmte »böse« Schwiegermutter.

Stellt man sich die Frage, welche grundlegenden Funktionen im Rahmen solcher globalen Dreiecke erfüllt werden, so kann man auf folgende grundlegenden Funktionen kommen, die jedoch sicher noch nicht vollzählig sind.

1. Die Funktion einer generellen Spannungsabfuhr
2. Die Funktion einer interpersonellen Abgrenzung
3. Die Funktion einer intrapsychischen Abgrenzung
4. Die Funktion eines familiären Übertragungsprozesses

Die Funktion einer generellen Spannungsabfuhr wurde schon weiter oben beschrieben und scheint unmittelbar einleuchtend zu sein. Die Funktion der interpersonellen Abgrenzung dient im Wesentlichen der Aufrechterhaltung der Grenzen zwischen zwei Personen und dient der Abwehr von Verschmelzungs- und Symbiosewünschen und den damit verbundenen Ängsten vor Regression und den damit verbundenen archaischen aggressiven und libidinösen Gefühlen.

Die Funktion der intrapsychischen Abgrenzung meint die Möglichkeit, eigene Persönlichkeits- und Beziehungsanteile aufzuspalten. Diese Aufspaltung hat in der Regel eine angstmindernde Funktion und wird gefördert durch

die Tendenz, der Ambivalenz der Gefühle gegenüber dem eigenen Partner – einem unausweichlichen Schicksal naher menschlicher Beziehungen – dadurch zu entkommen, dass bei je einem Partner innerhalb einer Dreierbeziehung je ein Anteil der Ambivalenz ausgeblendet werden kann. Diese Konstellation erlaubt es auch, eigene negative Persönlichkeitsanteile auf den als »böse« erlebten Ehepartner z.B. zu projizieren, während andererseits die Nebenbeziehungen als dem eigenen phantasierten Ideal angemessen erlebt wird. Die narzistische Übertragung eigener Persönlichkeitsanteile auf einen Partner wurde schon von Richter im Rahmen seiner Theorie der psychosozialen Abwehrformen beschrieben, etwa die Rolle des Bundesgenossen, Sündenbocks oder Idealichs.

Anschliessend sollen jedoch noch Dreiecksbeziehungen in der Funktion intrapsychischen Abgrenzung aufgeführt werden, wie sie Speidel⁴⁴ entsprechend den psychoanalytischen Entwicklungsphasen beschrieben hat.

1. Die Dreieckskonstellation auf oralem Niveau dient oft der Abwehr von Verlassensängsten und dem Schutz vor Depression, ist doch das Risiko der exklusiven Zweierbeziehung das der völligen Verlassenheit, wobei eine Nebenbeziehung diese Gefahren vermeiden soll. Sie kann ferner dem Ausweichen in eine orale Beziehungsstörung dienen: Der Partner, der für sich die Rolle des Pflegers, Fürsorgers und Therapeuten in der Beziehung akzeptiert hat, ist durch die gierigen und unersättlichen Ansprüche an Zuwendung, Zärtlichkeit und Pflege überfordert und fühlt sich entlastet, wenn ein Teil dieser Funktionen von einem Liebhaber übernommen wird. Das Verharren in der Position des sich fütternlassenden Säuglings kann aber auch erniedrigend wirken. Der betrogene Partner fühlt sich klein gehalten, minderwertig und lebt in dauernder Angst vor Frustration. Manche suchen sich deshalb als Geliebten einen noch hilfsbedürftigeren

Partner, demgegenüber sie nun selbst die Funktion des Wohltäters, Pflegers und Therapeuten übernehmen können. Diese Konstellation entspricht der oralen Kollusion, wie Willi sie beschrieben hat und stellt eine intrapsychische Abgrenzung von den eigenen oralen Ansprüchen dar, welche auf den Partner übertragen oder in einer Nebenbeziehung ausgelebt werden können.

2. Dreieckskonstellationen auf dem analen Niveau dienen der Vermeidung des totalen Eingenommenwerdens durch den Partner. Die Nebenbeziehung wird zum Mittel, sich einen autonomen Bereich zu wahren oder ein Mittel in der Hand zu haben, um den Partner eifersüchtig zu machen, um ihn zu beherrschen und auf die Knie zu zwingen. Die Nebenbeziehung funktioniert dabei als geheimer Machtfaktor. Diese Konstellation dient sowohl der intrapsychischen wie der interpersonellen Abgrenzung. Auf der einen Seite werden eigene Kontrollängste (Angst vor Beherrscht- und Vergewaltigtwerden) intrapsychisch abgewehrt, auf der anderen Seite dient dieses Arrangement aber auch dazu, den Partner durch Kontrolle auf Distanz zu halten.

3. Dreieckskonstellationen auf dem ödipalen, phallischen Niveau. Die Inzestproblematik und die Kastrationsangst des Mannes bzw. der Penisneid der Frau sind zwei Hauptgründe für das hysterische Agieren auf dem ödipalen Niveau, wie Willi dies mit der hysterischen Kollusion beschrieben hat. Bei genauerer Untersuchung derartiger Konstellationen stösst man häufig auf mehr oder weniger verschleierte Fälle, deren Grundproblem ist, dass die ödipale Liebe zum gegengeschlechtlichen Elternteil nicht desexualisiert wurde. Das Relikt dieses unverarbeiteten ödipalen Beziehungsanteils stört die Erwachsenenbeziehung erheblich. Die Partnerwahl erfolgt nach frühkindlichem Muster, d.h. der Partner ist dem primären elterlichen Liebesobjekt

ähnlich, was unbewusst den Konflikt zwischen inzestuöser Liebe und deren Abwehr konstituiert. Dies bewirkt, dass eine Hemmung der erotisch-sexuellen Impulse stattfindet, wobei sich für den in dieser Problematik Verstrickte der Ausweg anbietet, sich einen Ersatzpartner zu suchen, mit dem ihm auf Grund der Ungleichheit mit dem idealisierten Primärpartner befriedigende sexuelle Beziehungen möglich werden.

Als weiteres Beispiel führt Speidel⁴⁴ die Konstellation der phallisch-dominanten Partnerin und des passiven Mannes an, welche ihre Wurzeln ebenfalls in der unverarbeiteten Kastrationsangst des Mannes und dem Penisneid der Frau hat. Die Notwendigkeit, eine Dreiecksbeziehung herzustellen, bietet sich für beide Partner an: der Mann muss seine Männlichkeit, die er dank seiner neurotischen Partnerwahl in der Ehe wegen seiner Kastrationsangst und der Kastrationsneigung seiner hysterisch-phallischen Frau verstecken muss, in dieser Nebenbeziehung bestätigen. Die Ehefrau, die ihren eigenen Anteil an dem Versagen des Mannes nicht sehen kann, sucht sich entweder – enttäuscht von seinem Versagen – einen männlicheren potenteren Partner, oder sie agiert ihre kastrierende Tendenz in der Beziehung zu einem anderen Partner dadurch aus, dass sie dessen grössere Potenz dem Ehemann vorhalten kann.

4. Narzisstische Dreieckskonstellationen dienen mit ihren Grössen- und Allmachtsphantasien der Abwehr von Ohnmachts- und Nichtigkeitsgefühlen. Mit den narzisstischen Grössen- und Allmachtsphantasien ist eine Zweierbeziehung überfordert, da sie dort nicht befriedigt werden können. Sowohl der Ehepartner wie auch der Partner in der Nebenbeziehung werden weniger als Personen gesehen, sondern eher als Funktionsträger im Rahmen narzisstischer Befriedigung gebraucht. Öfter wechselnde Dreiecksbeziehungen sind zur Aufrechterhaltung der Illusion der Erfüllbarkeit aller Wünsche und der eigenen unbegrenzten At-

traktivität erforderlich. Narzisstische Dreieckskonstellationen können so auch die Funktion haben, die eigene Endlichkeit zu verleugnen. Während im Ehepartner das Spiegelbild des eigenen Altwerden angstvoll erlebt wird, soll durch die Verbindung mit einem jugendlichen Partner die Vergänglichkeit umgangen werden. Ein Aspekt dieser Problematik ist die in der Nebenbeziehung personalisierte Bemühung, nicht in Stagnation zu verfallen.

5. Dreiecksbeziehungen können ferner eine Funktion im Rahmen **familiärer Übertragungsprozesse** haben, in denen unbearbeitete Konfliktsituationen aus der Herkunftsfamilie auf Familienmitglieder, speziell auf die Kinder aber auch auf den Partner, übertragen und an ihnen ausagiert werden.

All diesen Varianten ist eines gemeinsam, nämlich das neurotische Beziehungsproblem nicht durch die Korrektur der Beziehung oder des eigenen Verhaltens zu lösen, sondern durch Agieren in Gestalt einer Nebenbeziehung.

Zusammenfassend kann mit Willi⁴⁵ gesagt werden, »dass die aussercheliche Beziehung die Möglichkeit bietet, in verteilten Rollen zu lieben, wodurch die eigene Ehe entlastet werden kann.« Die Dreiecksbeziehung wird aber meistens nicht als glücklich erlebt, sie kann aber das Optimum sein wozu zwei Partner befähigt sind. Der Geliebte hat häufig den Stellenwert eines psychosomatischen Symptoms, das ehepsychologisch auch immer in seinem partnerbezogenen Aspekt betrachtet werden sollte. Statt dass das Paar z.B. die durch die Inzestangst entstandene Spannung direkt austragen muss, kann dies über die (den) Geliebte(n) geschehen. Statt dass die Frau ihren Ekel vor ehelichen sexuellen Beziehungen eingestehen müsste, kann sie diesen in der Existenz des Geliebten begründen. Statt dass der Mann seine Angst vor sexuellem Versagen äussern müsste, kann er mit seiner ausserhelichen Potenz auf-

trumpfen und die Frau durch die Geliebte auf Distanz halten. Der Konflikt wird so auf das Vorliegen des Symptoms, hier der oder des Geliebten verlagert, wodurch sich jeder Partner in seinem Versagen entlastet fühlen kann, und die eheliche Homöostase trotz schablonenartigen Streitritualen wiedergefunden wird. Zielsetzung der Therapie ist es nicht, die Beziehung zur oder zum Geliebten um jeden Preis aufzulösen und zu unterbinden, sondern der Frage nachzugehen inwiefern die Beziehung zu einem Dritten eine Abwehr der Intimität der Zweierbeziehung sein könnte.

Kommunikations- und systemtheoretische Betrachtungsweise menschlicher Beziehungen

In diesem Abschnitt möchten wir uns einer grundlegend Betrachtungsweise menschlicher Beziehungen zuwenden, die durch die ganze Arbeit durchscheint, auch wenn sie nur an einigen Stellen explizit gemacht wird, wie z.B. beim Exkurs über »double bind« oder der Darstellung der verschiedenartigen »Interpunktion der Ereignisfolgen«, der Kommunikations- und Systemtheorie der Paolo Alto - Gruppe, vertreten durch Bateson, Jackson, Haley, Watzlawick u.a., wobei wir uns in unseren Ausführungen vor allem auf das Werk von P. Watzlawick stützen.

Grundlegend für diese Art der Betrachtung ist, dass menschliches Verhalten nicht als etwas Substanzhaftes gesehen wird, sondern als Funktion von Beziehungen innerhalb eines interaktionellen Ganzen, eines Systems.

So schreibt Watzlawick⁴⁶:

»Jedes Kind lernt in der Schule, dass Bewegung etwas Relatives ist und nur in Relation auf einen Bezugspunkt wahrgenommen werden kann (z.B. fahrende Eisenbahn). Was man dagegen leicht übersieht, ist, dass dasselbe Prinzip für alle Wahrnehmungen gilt und daher letztthin unser Erleben der äusseren Wirklichkeit bestimmt. Auf dem Gebiet der Hirn- und Wahrnehmungsforschung liegen schlüssige Beweise vor, dass nur Beziehungen und Beziehungsstrukturen wahrgenommen werden können... wenn man die Beschaffenheit einer Oberfläche erforschen will, berührt man nicht einfach mit dem Finger, sondern bewegt den Finger auf ihr hin und her... dass jede Wahrnehmung auf Bewegung, Abtasten oder Scanning beruht. Nicht »Dinge«, sondern Funktionen machen demnach das Wesen unserer Wahrnehmung aus... und Funktionen sind nicht isolierte Grössenbegriffe, sondern

Zeichen für einen Zusammenhang... für eine Unendlichkeit möglicher Lagen von gleichem Charakter. Wenn dem so ist, dann sollte es uns nicht länger überraschen, dass auch die Selbsterfahrung des Menschen im Wesentlichen auf der Erfahrung von Funktionen beruht, von Beziehungen, in die wir einbezogen sind, mag er diese Beziehungen rein subjektiv auch noch so sehr ihres Funktionscharakters entkleiden und verabsolutieren oder verdinglichen.«

Diese Veränderung von der verdinglichenden zu einer funktionalen Betrachtungsweise hat weitgehende Auswirkungen auf die Wahrnehmung und somit auch die Lösung menschlicher Probleme. Wie wir dies in Anlehnung an die Ausführungen von M. Selvini Palazzoli⁴⁷ ausgeführt haben (S.30), macht es einen wesentlichen Unterschied, ob wir z.B. sagen, jemand **sei** schizoid – was immer wir für Verhaltensmerkmale unter dieser Bezeichnung verstehen mögen – oder er **zeige** schizoides Verhalten.

Im ersten Fall postulieren wir mehr oder weniger unveränderliche Wesensmerkmale mit allen Risiken der Fehlwahrnehmung, die eine solche Etikettierung (labeling) mit sich bringen kann. Im anderen Fall beziehen wir uns lediglich auf die Wahrnehmung von Verhalten in einer bestimmten Situation, abhängig vom interaktionellen Kontext und somit von unserer Gestaltung der Situation, wobei wir einräumen, dass sich eine Person in einer anderen Beziehung auch anders verhalten kann. Dies könnte eine Erklärung dafür abgeben, weshalb psychiatrische Diagnosen oft so unterschiedlich ausfallen. Im Folgenden soll nun der Versuch unternommen werden, einige wichtige Elemente dieser Theorie menschlicher Beziehungen darzustellen. Ein ausführlicheres Eingehen auf diesen wichtigen Ansatz auf dem Gebiet der interaktionellen Theorie und Therapie würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Wenn menschliche Interaktion als System betrachtet und deren Eigenschaften dargestellt werden soll, gehen wir davon aus, dass nur längerdauernde, wichtige Beziehungen Systemcharakter annehmen. Unter System verstehen wir dabei ein Aggregat von Objekten (und deren Merkmale) und deren Beziehungen, so dass das Ganze – das System – mehr ist als die Summe seiner Teile, also seiner einzelnen Elemente. Zwischenmenschliche Systeme bestehen also aus zwei oder mehr Kommunikanten, welche die Natur ihrer Beziehung zueinander definieren.

Es soll noch erwähnt werden, dass die Systemtheorie ihre Wurzeln in der Nachrichtentechnik und der daraus abgeleiteten Grundlagenwissenschaft der Kybernetik (N. Wiener) hat. Sie wurde von L. von Bertalanffy weiterentwickelt und hat heute bereits ein breites Anwendungsgebiet im Bereich der Geistes- und Naturwissenschaften.

Zwischenmenschliche Systeme bezeichnet man als offene Systeme, bei denen ein Austausch von Informationen mit der Aussenwelt stattfindet. Die Pathologie eines humanen Beziehungssystems besteht dementsprechend darin, dass es immer geschlossener, d.h. immer unzugänglicher für neue Informationen und damit für Veränderungen wird. Jeder Teil des Systems – bei einem Humansystem also jedes Individuum – ist mit den anderen Teilen des Systems so verbunden, dass eine Veränderung in einem Teil eine Veränderung in allen Teilen, also im Gesamtsystem, zur Folge hat. Ein offenes System verhält sich als ein zusammenhängendes Ganzes, das, wie gesagt, mehr ist als die Summe seiner Teile. Es ist daher zweckmässig, wenn man die Aufmerksamkeit der Organisation dieser Ganzheit und nicht nur den einzelnen Elementen, d.h. den Individuen, zuwendet. Die

Teile eines Systems sind nun nicht summativ oder einseitig miteinander verbunden, sondern durch Rückkopplung. Da es sich um kreisförmige Kausalabläufe handelt, wo Endursachen ihrerseits wieder auf Anfangsursachen zurückwirken, ist die Frage nach der speziellen Natur dieser Rückkoppelungsmechanismen angemessener als die Frage nach dem Ursprung oder Ziel der Interaktionen wie etwa bei linearen Kausalabläufen. Humansysteme sind durch eine unüberschaubare Zahl von Rückkoppelungsketten miteinander verbunden, sodass der Beobachter sich nur auf strategisch wichtige und zum Zweck der Veränderung relevante Rückkoppelungsketten beschränken muss. In solchen kreisförmigen, sich selbst regulierenden Systemen ist, wie schon erwähnt, die Frage nach dem Anfang oder Ende weniger relevant als die Frage nach dem »Wie« der Organisation. Da es sich bei Humansystemen um offene Systeme handelt, können sie sich folglich von beliebigen Anfangszuständen zu beliebigen Endzuständen, oder auch von verschiedenen Anfangszuständen zu gleichen Endzuständen hin entwickeln. Eine wichtige Entdeckung der Kommunikationstheorie besteht in der Erkenntnis, dass menschliche Interaktion und Kommunikation trotz ihrer verwirrenden Vielfalt grundlegenden Beschränkungen unterworfen ist, die Watzlawick⁴⁸ als Pragmatische Axiome wie folgt, beschrieben hat:

Die pragmatischen Axiome

Bevor wir uns der Beschreibung der einzelnen Axiome zuwenden sei mit Watzlawick daran erinnert, »...dass das Material jeglicher Kommunikation keineswegs nur Worte sind, sondern auch alle paralinguistischen Phänomene (wie z.B. Tonfall, Schnelligkeit oder Langsamkeit der Sprache, Pausen, Lachen, Seufzen, Körperhaltung, Ausdrucksbewegungen usw.) innerhalb eines be-

stimmten Kontextes umfasst – kurz, Verhalten jeder Art.«

1. Die Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren

Wenn man davon ausgeht, dass jedes Verhalten, sei es verbal oder nicht-verbal, Mitteilungscharakter besitzt, so folgt daraus, dass man – wie immer man es auch versuchen mag – nicht nicht kommunizieren kann. Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen, teilen alle etwas mit. Sie beeinflussen andere in irgendeiner Form in ihrem Verhalten. Man kann zwar ein Gespräch annehmen oder ablehnen, aber man kann sich nicht nicht verhalten. Also auch wer schweigt, kommuniziert. Will man nun einem Gespräch ausweichen, sieht man sich mit der Unmöglichkeit konfrontiert, nicht zu kommunizieren. Es bleiben dabei nur folgende grundlegende Möglichkeiten offen:

Abweisung: Man kann dem Gegenüber in einer mehr oder weniger unmissverständlichen Art und Weise klar machen, dass man an einem Gespräch nicht interessiert ist. Nach den Regeln des guten Benehmens ist dies unhöflich, sodass die Überwindung dieser gesellschaftlichen Regelung einigen Mut erfordert. Ferner kann dies peinliches Schweigen zur Folge haben, sodass trotz allem eine Beziehung – siehe die reiche Phantasietätigkeit bei beiden Partnern in einer solchen Situation – hergestellt und keineswegs vermieden wird.

Annahme: Man kann teilweise nachgeben, wird dann aber feststellen müssen, dass, wenn man einmal zu antworten beginnt, es zunehmend schwieriger wird, sich weiterer Kontaktversuche zu entziehen. Man ist dann in gewisser Weise selber der Geprellte.

Entwertung: Man kann sich auch mittels einer Technik schützen, die darin besteht, die eigenen Aussagen oder die des Partners zu entwerten, d.h. sie – absichtlich

oder unabsichtlich – einer klaren Bedeutung zu berauben. Hierfür gibt es eine ganze Reihe semantischer Möglichkeiten, wie Widersprüchlichkeiten, Ungereimtheiten, Themawechsel, unvollständige Sätze, absichtliches Missverstehen, unklare oder idiosynkratische Sprachformen, Konkretisierung von Metaphern, etc. . . Eine andere Möglichkeit, eine Aussage oder eine Beziehung zu entwerten, besteht darin, Botschaften durch inkongruente averbale Äußerungen (siehe »double bind«) zu disqualifizieren. Dies geschieht z.B. wenn die Mutter mit steifer Bewegung und kalter Stimme über den Kopf ihres Kindes streicht und sagt: »Du liebes Kind.«

Symptom: Die vierte Möglichkeit, einer Kontaktaufnahme auszuweichen, besteht darin, Schläfrigkeit, Trunkenheit, Kopfwahl, also körperliche Symptome (»wofür man ja nichts kann«) vorzuschützen. Alle diese Verhaltensformen sind ein Versuch, nicht in eine Beziehung einzusteigen oder aus ihr auszusteigen. Diese Anstrengungen gehen jedoch fehl und wirken unnatürlich, da man sich nicht nicht verhalten und in jeder Situation zwangsläufig dem anderen etwas mitteilt und sei es nur, dass man mit ihm keinen Kontakt aufzunehmen wünscht.

2. Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt.

Neben dem rein inhaltlichen, informativen Anteil einer Mitteilung, welcher der Vermittlung von Daten dient, beinhaltet jede Kommunikation noch einen weiteren Aspekt, der zwar weniger auffällig, doch ebenso wichtig ist, den **Beziehungsaspekt**, der implizit im ganzen averbalen Kontext der Mitteilung zum Ausdruck kommt und einen Hinweis darauf enthält, wie der Sender seine Mitteilung vom Empfänger verstanden wissen will. Jede Mitteilung liefert – wenn auch manchmal vage – Informationen, wie der Sender seine Beziehung zum Em-

pfänger sieht, und ist in diesem Sinne eine persönliche Stellungnahme zum anderen, welche die Beziehung zu ihm definiert. Legt z.B. ein junger Mann während er mit einem Mädchen redet, seine Arme um ihre Schultern, dann definiert er die Beziehung als eine, in der dieses Verhalten gestattet sein soll oder sogar als eine, in der intimes Verhalten möglich ist.

Es bedarf noch der Klarstellung, dass Beziehungen verhältnismässig selten bewusst und ausdrücklich definiert werden, etwa dadurch, dass der Beziehungsaspekt, der im averbalen Verhalten zum Ausdruck kommt, verbal explizit angesprochen wird. Sind sich die Partner über die Natur ihrer Beziehung bewusst oder unbewusst einig, dann erübrigt es sich, die Beziehung z.B. verbal auszusprechen und zu definieren. Je konfliktreicher jedoch die Beziehung ist, desto mehr ist sie durch ein gegenseitiges Ringen um Beziehungsdefinitionen gekennzeichnet, wobei inhaltliche Aspekte völlig an Bedeutung verlieren können. Dies geschieht z.B. in sogenannten chronischen Streitbeziehungen, wo der Streit das Primäre, der Gegenstand aber fast völlig unwichtig ist. Der Idealfall ist dann gegeben, wenn sich die Partner sowohl über den Inhalt wie auch die Definition der Beziehung einig sind. Schlechtestenfalls liegt der umgekehrte Sachverhalt vor, d.h. die Partner sind sich sowohl auf der Inhalts- wie auch auf der Beziehungsebene uneinig. Zwischen diesen beiden Extremen liegen mehrere Mischformen:

- Die Partner sind sich auf der Inhaltsebene uneins, doch diese Meinungsverschiedenheit beeinträchtigt ihre Beziehung nicht. Dies scheint die menschlich reifste Form der Auseinandersetzung bei Meinungsverschiedenheiten zu sein, wobei die Partner sich einig sind, uneins zu sein.
- Die Partner sind sich auf der Inhaltsebene einig, auf der Beziehungsebene dagegen nicht. Dies bedeutet, dass beim Wegfall der Einigkeit auf der Inhaltsebene die Tragfähigkeit der Beziehung gefährdet ist.

– Konfusion zwischen beiden Aspekten und Ebenen. Bezeichnend für diese Situation ist, dass versucht wird, Beziehungsprobleme auf der Inhaltsebene zu lösen und objektive Meinungsverschiedenheiten (Inhaltsebene) auf der Beziehungsebene, letzteres etwa mit dem bekannten Vorwurf: »Wenn Du mich lieb hättest, würdest Du mir nicht widersprechen.«

3. Die Interpunktion der Ereignisfolgen

Jede menschliche Kommunikation ist als eine Kette aus triadischen Gliedern organisiert, von denen jedes einzelne eine Folge von Reiz, Reaktion und Verstärkung ist. Jeder Interaktionspartner muss dem ununterbrochenen Austausch von Mitteilungen eine Struktur zugrundelegen, welche als »Interpunktion der Ereignisfolgen« bezeichnet wird. Konfliktlos ist eine Situation, in der sich die Partner einig darüber sind, wie sie die Ereignisfolgen interpunktieren wollen, wenn also Einigkeit darüber besteht, dass z.B. die Frau in einer Situation eher der passive Teil, der Mann eher der aktive Teil ist. Konflikthaft wird die Situation erst dann, wenn Ereignisfolgen von beiden Partner verschieden interpunktiert werden, wie ich dies am Beispiel der nörgelnden Ehefrau und des sich zurückziehenden Ehemannes beschrieben habe (S. 10). Jeder der Konfliktpartner interpunktiert dabei die Ereignisfolge so, dass er sein eigenes Verhalten lediglich als Reaktion, nicht aber auch als Reiz und Verstärkung für das Verhalten des Partners wahrnehmen kann.

4. Digitale und analoge Kommunikation

Es gibt grundsätzlich zwei verschiedene Weisen, in denen Objekte dargestellt werden und damit zum Gegenstand von Kommunikation werden können. Sie lassen sich entweder durch eine Analogie (Sprachbild, Zeichnung) ausdrücken, oder durch einen Begriff oder eine Zahl, also digital. Bei der analogen Darstellung besteht eine Ähnlichkeitsbeziehung zum Gegenstand, für den es steht. Bei einem Begriff ist jedoch lediglich eine Übereinkunft über eine an und für sich willkürliche Zuordnung getroffen worden. So hat z.B. das Wort »Tisch« nichts speziell Tischartiges an sich. Die digitale Kommunikation verfügt über eine Syntax und ist präziser und klarer als die analoge Kommunikation. Insofern entspricht sie eher dem Inhaltsaspekt menschlicher Kommunikation. Die analoge Kommunikationsform arbeitet mit Abbildungen und Ähnlichkeiten, wobei die Beziehung zum Gegenstand gerade nicht zufällig, sondern ähnlich ist. Diese Form der Kommunikation ist per se mehrdeutig, hat aber den Vorteil, nicht eindeutige Phänomene, wie z.B. Gefühle und Stimmungen adäquater ausdrücken zu können. Insofern lässt sich diese Form der Kommunikation eher der Beziehungsebene zuordnen. Menschliche Kommunikation bedient sich also digitaler und analoger Modalitäten, wobei sie sich auf der Inhaltsebene eher digitaler und auf der Beziehungsebene eher analoger Modalitäten bedient. Digitale Kommunikationen haben eine komplexe und vielseitige logische Syntax, aber eine unzureichende Semantik, analoge Kommunikationen dagegen besitzen ein hohes semantisches Potential, erman-
geln aber für die eindeutige Kommunikation einer logischen Syntax.

5. Symmetrische und komplementäre Interaktion

Zwischenmenschliche Beziehungen, die auf Gleichheit beruhen, nennt man symmetrisch, solche die auf Ungleichheit beruhen, komplementär. Im ersten Falle ist das Verhalten von zwei Partner spiegelbildlich, ihre Interaktion daher symmetrisch. Dabei ist es gleichgültig, worin dieses Verhalten im Einzelfall besteht. Jeder Partner versucht es dem anderen gleich zu tun und ihm ebenbürtig zu sein. Das ist der Grund, weshalb symmetrische Interaktion die Tendenz zur Eskalation hat. Bei der komplementären Interaktion ergänzt sich das Verhalten der Partner gegenseitig. Symmetrische Beziehungen zeichnen sich also durch das Streben nach Gleichheit und Verminderung von Unterschieden zwischen den Partnern aus, während komplementäre Interaktionen auf sich gegenseitig ergänzenden Unterschiedlichkeiten beruhen. In einer ausgeglichenen Beziehung ist sowohl die symmetrische wie auch die komplementäre Interaktionsform zu finden. Im weiteren Verlauf der Darstellung wollen wir uns mit Kommunikationsstörungen beschäftigen, welche sich z.T. aus dem dysfunktionalen Umgang mit grundlegenden Begrenzungen menschlicher Kommunikation («Pragmatische Axiome») ergeben.

Kommunikationsstörungen:

Störungen, die sich aus der Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren

Der Versuch, sich aus zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen herauszuhalten, wird immer dort gemacht, wo der Wunsch besteht, die jeder Kommunikation innewohnende Stellungnahme, d.h. Definition der Beziehung, zu vermeiden. Auf die verschiedenen Möglichkeiten, diese Stellungnahme zu vermeiden, wie Abweisung, Entwer-

tung, Symptombildung etc. braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, weil sie schon weiter oben beschrieben wurden.

Störungen auf dem Gebiet des Inhalts- und Beziehungsaspekts

Zwischen den beiden extremen Varianten, dass sich die Partner sowohl auf der Inhalts- wie auch auf der Beziehungsebene einig bzw. uneinig sind, gibt es die oben schon erwähnten Mischformen, sodass wir hier ebenfalls nicht näher darauf eingehen müssen. Eine besondere Situation entsteht jedoch dann, wenn ein Partner gezwungen wird, seine Wahrnehmungen auf der Inhaltsebene zu bezweifeln, um eine für ihn wichtige Beziehung nicht zu gefährden. Eine Meinungsverschiedenheit auf der Inhaltsebene kann sich trotz scheinbarer Beilegung nachteilig auf der Beziehungsebene auswirken, wie folgendes Beispiel veranschaulichen soll: Vater und Sohn sind sich nicht einig, ob die obere Gewichtsgrenze für Boxer der Federgewichtsklasse 57 oder 73 Kg ist. Diese Meinungsverschiedenheit kann dadurch behoben werden, dass man ein Lexikon hinzuzieht und nachschaut. Nehmen wir an, der Sohn habe für 57 Kg gestimmt und seine Annahme bestätigt gefunden. Das Lexikon bezeugt zwar die objektive Richtigkeit seiner Aussage, es zeigt aber ausserdem, dass der Vater Unrecht hat. Das Problem auf der Inhaltsebene ist zwar gelöst, dafür aber ein zweites auf der Beziehungsebene entstanden. Um dieses zu lösen, kann nicht mehr über Gewichtsklassen beim Boxen gesprochen werden. Je nach der Vater-Sohn-Beziehung, etwa wenn der selbstunsichere Vater sich sehr aufregt, kann sich der Sohn gezwungen sehen, seinen Gewinn mit dem Hinweis abzutun, dass das Lexikon veraltet sei, und dies um des lieben Friedens, d.h. der Beziehung zum Vater willen. Dies ist

in diesem Falle noch relativ harmlos, da der Junge sicher weiss, dass er recht hat, dies jedoch nicht sagt. Gerade bei kleinen Kindern jedoch kann der Zwang soweit gehen, dass ein Kind ernsthaft in seiner Wahrnehmung verunsichert wird. Dies kann mit ein Grund für die Entstehung von funktionalen Wahrnehmungsstörungen im Kindesalter sein.

Gestörte Ich-Du-Definitionen. In der Kommunikation setzen sich Menschen nicht nur über Tatsachen ausserhalb ihrer Beziehung auseinander, sondern sie tauschen auch untereinander ausgesprochen oder unausgesprochen Definitionen ihrer Beziehung und somit ihrer selbst aus: A bietet B eine Definition seiner selbst an, welche explizit oder implizit die Aussage enthält: »So sehe ich mich selbst«. B hat nun drei Möglichkeiten, darauf zu reagieren:

a) Bestätigung

B signalisiert A, dass auch er A so sieht. Diese Bestätigung von A's Identität durch B stellt eine wichtige Voraussetzung für das menschliche Zusammenleben dar. Nach Watzlawick dient ein Grossteil unserer Kommunikation diesem Zweck und nicht etwa dem Informationsaustausch. Menschen müssen dementsprechend mit anderen zum Zweck der Erhaltung ihres Selbstwertgefühls kommunizieren. Ähnliches meint Martin Buber⁴⁹, wenn er schreibt: »Es ist den Menschen not und ist ihnen gewährt, in echten Begegnungen einander in ihrem individuellen Sein zu bestätigen. . .«

b) Verwerfung

B kann A's Selbstdefinition verwerfen. Dies kann schmerzlich sein, setzt aber immerhin eine Auseinandersetzung und eine begrenzte Anerkennung der verworfenen Selbstdefi-

nition voraus. Gewisse Formen der Verwerfung können sogar heilsam sein, so z.B. wenn sich der Partner in eine offensichtlich falsche oder abwertende Selbstdefinition hineinmanövriert hat.

c) Entwertung

»Eine unmenschlichere Strafe könnte nicht erfunden werden, als dass man – wenn dies möglich wäre – in der Gesellschaft losgelassen und von allen ihren Mitglieder völlig unbeachtet bleiben würde (Laing).«⁵⁰

Die Entwertung, wie sie in gestörter Kommunikation auftritt, hat nichts mehr mit Wahrheit oder Falschheit von A's Selbstdefinition zu tun, sie negiert vielmehr die Existenz von A als dem Autor dieser Definition. Während die Verwerfung ausdrückt: »Du hast in dieser Ansicht über dich unrecht«, sagt die Entwertung: »Du existierst nicht«.

Laing bemerkt hierzu: »Die charakteristische Familiensituation, die sich aus unseren Untersuchungen der Familien von Schizophrenen ergab, betrifft nicht so sehr ein Kind, das direkter Vernachlässigung oder sogar offensichtlichem Trauma ausgesetzt ist, sondern ein Kind, dessen Authentizität subtiler, aber fortgesetzter und oft ungewollter Verstümmelung unterworfen wurde.« (Laing)^{50a}

Diese drei möglichen Reaktionen der Bestätigung, Verwerfung oder Entwertung haben einen gemeinsamen Nenner: durch jede von ihnen teilt B seinerseits A mit: »So sehe ich dich...«. Selbst die Entwertung läuft auf die Mitteilung hinaus: »So sehe ich dich: Du existierst nicht«.

Dies alles ist aber erst der Beginn einer Kette von Abläufen, welche uns vor eine Kommunikationsstruktur stellt, welche wir intellektuell kaum mehr bewältigen können, weil sie eine Spirale von Metaperspektiven enthält wie Laing sie anschaulich beschrieben hat. Folgen wir ihr in den ersten Ansätzen:

- A teilt B mit: »So sehe ich mich selbst«.
- B gibt seine Definition von A: »So sehe ich dich«.
- darauf folgt eine Mitteilung von A, die auf diese Definition von B Bezug nimmt und daher aussagt: »So sehe ich mich von dir gesehen«.
- worauf B antwortet: »So sehe ich, dass du dich von mir gesehen siehst«, usw.

Ausserdem wird auf jeder Stufe die betreffende Ich-Du-Definition einem der drei oben erwähnten Reaktionsformen von Bestätigung, Verwerfung oder Entwertung unterworfen. Zusätzlich zeigen sich die gleichen Erscheinungen bei der Selbstdefinition von B.

Die Störanfälligkeit dieses komplizierten Apparates scheint offenkundig, trotzdem ist über die Auswirkungen der **Beziehungsblindheit**, wie Watzlawick eine der möglichen Störungen nennt, noch relativ wenig in die psychologischen Theorien eingeflossen. So kennt die Psychoanalyse einen differenzierten psychischen Apparat, aber kein »Du«, obwohl meinem »Ego« ein »Alter« gegenüber steht, von dem ich in meiner Selbstdefinition ebenso abhängе, wie er von mir. Dadurch wird die Sicht, die der andere von mir hat, ebenso wichtig wie die, welche ich selbst von mir habe, zumindest in einer engeren persönlichen Beziehung. Vereinfachend können wir festhalten: Je ähnlicher sich diese beiden Sichten sind, desto besser oder doch problemloser ist die Beziehung. Im Extremfall weichen diese Sichten völlig voneinander ab, was bei beiden Partnern Gefühle von Misstrauen und Verwirrung auslösen kann. Diese Situation ist deshalb so schwer zu klären, da wir in unseren Beziehungen ja selbst enthalten sind, und somit kein objektiver Standpunkt ausserhalb des Systems möglich ist. »In ihnen (den Beziehungen) sind wir nur ein Teil eines grösseren Ganzen, dessen Totalität wir sowenig erfassen können, wie es uns unmöglich ist, unseren Körper als Ganzes wahrzunehmen, da die Augen

als Wahrnehmungsorgane selbst Teil der wahrzunehmenden Ganzheit sind (Watzlawick).«⁵¹

Widersprüche in der Interpunktion der Ereignisfolgen. Vermutlich haben Interpunktionskonflikte mit der tiefverwurzelten Überzeugung jedes einzelnen zu tun, dass es nur eine Wirklichkeit gibt, nämlich die Welt, wie ich sie sehe, und dass jede abweichende Wirklichkeitsauffassung ein Beweis für die Verrücktheit des Betreffenden oder seine böswillige Verdrehung der Tatsachen sein muss. Interpunktionskonflikte sind in den verschiedensten Bereichen menschlichen Zusammenlebens sehr häufig. Ihnen allen gemeinsam sind die widersprüchlichen Annahmen der Partner hinsichtlich dessen, was Ursache und was Wirkung des Konflikts ist. Die Interaktion der Partner ist jedoch wie schon erwähnt nicht linear, sondern kreisförmig, sodass die Frage nach Ursache und Wirkung am Phänomen vorbeigeht. Die Lösung dieses Interaktionskonflikts ist nur durch Kommunikation über das »Wie« der Kommunikation, d.h. durch Metakommunikation möglich.

In diesem Zusammenhang sei noch auf das Phänomen der sich selbst erfüllenden Prophezeiung (selffulfilling prophecy) hingewiesen, wobei es sich hierbei um Verhaltensformen handelt, die in anderen Menschen Reaktionen auslösen, auf die das betreffende Verhalten eine adäquate Reaktion wäre, wenn es sie nicht selbst bedingt hätte. Z.B.: Wer davon überzeugt ist, dass niemand ihn respektiert, wird ein misstrauisches, abweisendes oder aggressives Benehmen an den Tag legen, auf das seine Umwelt wiederum abweisend reagiert und ihn somit in seiner ursprünglichen Annahme bestätigt. Einer sich selbsterfüllenden Prophezeiung liegt also eine Interpunktion der Ereignisfolgen zugrunde, welche sich zunächst rein intrapsychisch in Form einer als böse phantasierten Aussenwelt und einer bösen Reaktion darauf abspielt, wobei eine ablehnende Reaktion dann auf der realen Ebene eine tatsäch-

lich böse Aussenwelt erzeugt. Abgesehen von der hier stattfindenden Vermutung zwischen Phantasie und Realität findet eben auch eine einseitige Interpunktion der Ereignisfolgen statt, indem das Individuum sein Verhalten nur als Reaktion auf eine phantasierte oder real böse Umwelt, nicht aber als Stimulus und somit als Erzeugung eben dieser Umwelt begreift. Von daher wird es verständlich, dass viele Konfliktsituationen im Sinne einer sich selbst-erfüllenden Prophezeiung und einer damit verbundenen einseitigen Interpunktion von Ereignisfolgen erzeugt werden. Die konfliktträchtige Realität besteht nicht, sondern wird in diesen Fällen entsprechend einer individuellen Grundannahme wie »die Welt ist böse« oder »keiner mag mich« erzeugt. Der Konflikt liegt somit weniger auf der Ebene der Interaktion mit der Aussenwelt, sondern auf einer intrapsychischen Ebene, wo die Aussenwelt z.B. als böse und ablehnend phantasiert wird. An dieser Stelle wird ferner deutlich, wie internal motivierte und external motivierte Konflikte miteinander verzahnt sein können, sodass je nach Gewichtung handelt es sich mehr um einen neurotischen Binnenkonflikt oder einen Interaktionskonflikt? – mehr Einzelbehandlung oder mehr Systembehandlung indiziert sein kann.

Fehler in der Übersetzung zwischen digitaler und analoger Kommunikation

Analoges Kommunikationsmaterial ermöglicht oft sehr verschiedene und miteinander unvereinbare Digitalisierungen. In einem zwischenmenschlichen Konflikt werden Sender und Empfänger beim Übersetzen der analogen in die digitale Form jene Deutungen vornehmen, welche im Einklang mit ihrer individuellen Sicht der Beziehung stehen. Ein Geschenk z.B. ist eine analoge Mitteilung. Ob der Beschenkte in diesem Geschenk einen Ausdruck der Zuneigung, eine Bestechung, eine

Wiedergutmachung oder den Versuch einer Verführung sieht, hängt zum Teil von der Auffassung ab, die er von seiner Beziehung zum Geber hat.

Ein anderer Faktor, der zu unterschiedlichen Übersetzungen zwischen digitaler und analoger Kommunikation führen kann, sind unterschiedliche familiäre oder schichtspezifische Lerngeschichten der Partner. Schon mancher Gatte fand sich zu seiner Bestürzung einer noch nicht zugegebenen Schuld verdächtigt, wenn er seiner Frau unerwartet einen Blumenstrauss brachte. In diesem Fall kann die unterschiedliche Bedeutung eines Blumengeschenks in den beiden Herkunftsfamilien eine Rolle spielen. Möglicherweise stammt die Frau aus einer Arbeiterfamilie, wo der Vater nur dann ein Blumengeschenk machte, wenn er sich mit seiner Mutter wegen eines Seitensprunges versöhnen wollte.

Paradoxe Kommunikation

Ein spezieller Aspekt gestörter Kommunikation ist die Paradoxie, welche in geeigneter Form unser Verhalten und unseren Geisteszustand beeinflussen kann, indem sie unser Vertrauen in die Folgerichtigkeit unserer Welt beeinflusst. Nach Watzlawick ist eine Paradoxie »ein Widerspruch, der sich durch folgerichtige Deduktion aus widerspruchsfreien Prämissen ergibt.«

Er unterscheidet zwischen

- a) logisch-mathematischen Paradoxien (Antinomien)
- b) paradoxen Definitionen (semantische Antinomien)
- c) pragmatischen Paradoxien (paradoxe Handlungsaufforderungen und paradoxe Voraussagen)

Es sei hier nur auf die **paradoxen Handlungsaufforderungen** eingegangen, welche durch folgendes Beispiel illustriert werden sollen: Einem Barbier, welcher Soldat ist, wird vom Hauptmann befohlen, alle Solda-

ten der Kompanie zu rasieren, die sich nicht selbst rasieren, aber keine anderen.

Rein logisch gesehen ist dieser Befehl natürlich sinnlos: Die Kompanie wird in Selbstrasierer und Nichtselbstrasierer aufgeteilt, niemand steht ausserhalb dieser beiden Klassen. Wo lässt sich aber der Barbier einordnen? Die wichtigsten Bestandteile einer paradoxen Situation sind folgende:

1. Eine bindende komplementäre Beziehung (Offizier und Untergebener)
2. Innerhalb dieser Beziehung wird ein Befehl (eine Handlungsaufforderung) gegeben, der befolgt werden muss, aber nicht befolgt werden darf, um befolgt zu werden.
3. Der Untergebene kann den Rahmen dieser Beziehung nicht verlassen oder die Paradoxie dadurch auflösen, dass er über ihre Absurdität metakommuniziert, denn dies wäre gleichbedeutend mit Ungehorsam. Ein Mensch in dieser Lage befindet sich in einer sogenannten unhaltbaren Situation.

Paradoxe Handlungsaufforderungen kommen im wirklichen Leben viel häufiger vor, als man zunächst annehmen würde, wenn auch kaum in der rein herauskristallisierten Form des »Barbiers, den es nicht geben kann«.

Paar- und Familienbeziehung als Lernprozess

Verhaltenstherapie geht entsprechend der Lerntheorie generell davon aus, dass Interaktionen und somit auch deren Störungen im Rahmen eines Beziehungssystems aus gelernten Verhaltensweisen bestehen. Die Behandlung von dementsprechenden Störungen und Konflikten besteht im Wesentlichen im Lernen neuer Verhaltensweisen. In diesem Falle ist die Kenntnis der Regeln wichtig, welche ein Verhaltenslernen steuern, und die Bedingungen, welche einer Veränderung im Wege stehen. Erst durch eine solche Verhaltensanalyse wird es möglich zu erkennen, in welcher Weise das Verhalten von Sozialpartnern sich gegenseitig bedingt und verfestigt, sodass es den Beteiligten oft nicht gelingt, eine Verhaltensänderung herbeizuführen.

Allgemein kann gesagt werden, dass Verhalten abhängig ist von den Konsequenzen, die es hervorruft. Diese können innere Reaktionen sein (»Das habe ich gut gemacht«), wie auch bekräftigende und positiv verstärkende Reaktionen der Sozialpartner. Sind die Konsequenzen des Verhaltens positiv, so wird es häufiger realisiert. Sind sie unangenehm, so werden die Verhaltensweisen seltener ausgeführt. Daraus folgt eine Grundannahme des Sozialen Lernens⁵¹, nämlich dass **Belohnung die Häufigkeit von Verhaltensweisen steigert**.

Die Häufigkeit eines Verhaltens wird erhöht, wenn ihr angenehme Konsequenzen folgen. Wird ein Mensch für sein Verhalten belohnt, so wird er dieses Verhalten auch in Zukunft häufiger zeigen. Belohnungen sind in der Lernpsychologie all diejenigen Dinge, welche im Individuum angenehme Zustände hervorrufen. Ob und in wie starkem Masse Belohnungen wirksam sind, hängt ab von der Motivation und Bedürfnislage desjenigen, der die Belohnung erfährt. Die Bekräftigung durch eine Beloh-

nung ist umso wirksamer, je schneller sie auf eine Verhaltensweise folgt. In der Interaktion wirken unsere Verhaltensweisen auf andere oft bekräftigend und belohnend, ohne dass wir das bewusst wahrnehmen, Zeichen von Zuneigung und Wohlwollen, wie beispielsweise ein freundliches Lächeln, ein zustimmendes »HmHm« oder ein Kopfnicken können das Verhalten anderer belohnen.

Wenn Verhaltensweisen nicht bekräftigt werden, verringert sich ihre Häufigkeit.

Wenn einer gelernten Verhaltensweise keine Belohnungen mehr folgen, dann verringert sich die Häufigkeit ihres Auftretens. Dieser Prozess wird »Löschung« einer Verhaltensweise genannt. Aus der täglichen Erfahrung wissen wir, dass oft versucht wird, Verhaltensweisen dadurch zu verändern, dass wir andere Menschen für ein Verhalten bestrafen, das uns nicht passt. Bestrafung in der Interaktion führt jedoch lediglich zur Unterdrückung von Verhaltensweisen und wirkt sich somit auf ein Umlernen blockierend aus. Als Beispiel dafür stehe die geringfügige abschreckende Wirkung von hohen Freiheitsstrafen. Im Gegensatz zur Bestrafung führt die Löschung zu einem Abbau der unerwünschten Verhaltensweisen. Das dementsprechende Verhalten wird so verlernt, dass es auch für die Zukunft nicht häufiger ausgeführt wird, als es dem Zufall entspricht. Der Löschungsvorgang kann beschleunigt werden, indem gleichzeitig alternatives Verhalten bekräftigt (belohnt) wird. Praktisch bedeutet hier Löschen das Nichtbeachten von unerwünschtem Verhalten, da auch aversive Reaktionen eine Beachtung und somit eine Bekräftigung derselben darstellen können.

Durch die Beobachtung eines Modells werden Verhaltensweisen übernommen.

Der Mensch lernt in seiner individuellen Entwicklungsgeschichte Sozialverhalten dadurch, dass er das nachahmt, was er an anderen beobachtet (Bandura). Bewusst oder unbewusst übernimmt er das Verhalten von Vorbildern, mit denen er sich identifizieren kann. Zunächst sind die Eltern die Modellpersonen, von denen das Kind durch Beobachtung Verhaltensweisen übernimmt. Aber auch die Modelle der weiteren Umwelt, wie z.B. Nachbarn, Lehrer, Film- und Fernsehhelden, zeigen, wie in einer bestimmten Situation so agiert werden kann, dass es für den Handelnden angenehme Folgen bewirkt. So wird zum Beispiel die aggressive Form der Konfliktbewältigung in Kriminal- und Westernfilmen von Kindern häufig übernommen, da diese Verhaltensweisen dort dem Helden zur erfolgreichen Durchsetzung seiner Interessen verhelfen.

Entsprechend den geschilderten lernpsychologischen Annahmen beruht nach Stuart⁵² die eheliche Interaktion auf drei Annahmen, die er seiner operanten-interpersonellen Behandlung von Eheproblemen zugrundelegt:

1. Eine bestimmte Interaktion, wie sie sich zu jedem Zeitpunkt zwischen den Partnern ereignen kann, stellt die befriedigendste aller möglichen Alternativen für das Paar dar. Das impliziert, dass die Interaktion zwischen zwei Partnern nie zufällig ist; vielmehr repräsentiert sie ein optimales Verhältnis zwischen individuellen und gegenseitigen »Belohnungen« und »Aufwendungen«. Wenn also ein Ehemann immer nur bei seinen Freunden sitzt, anstatt seine Zeit mit seiner Frau zu verbringen, muss angenommen werden, dass ihm die Freunde eine verhältnismässig grössere Befriedigung verschaffen als die Frau.
2. Die meisten Ehepartner (ungeachtet der spezifischen Eigenschaften der einzelnen Paare), erwarten reziproke Beziehungen zueinander. Reziprozität hat aber die ge-

nerelle soziologische Konnotation, dass jede Partei einer Interaktion soziale Verstärkung in angemessenem Umfang für den Partner bereithalten sollte.

Tatsächlich funktionieren erfolgreiche Ehen nach dem System des Quidproquo bzw. nach der Formel »Geben und Nehmen«. Der Austausch von Verstärkungen und Belohnungen in einer Ehe könnte als quasilegaler Vertrag verstanden werden, wobei allerdings bestimmte Sicherungen für jeden Partner eingebaut sein müssen. Wenn in einer reziproken Interaktion die Belohnung einmal nur von einem Partner kommt, so geschieht dies mit Blick auf die Zukunft, in der man sich eine Kompensation auf diese Vorausleistung erhofft. Wenn z.B. der Ehemann sich damit einverstanden erklärt, dass die Eltern der Frau übers Wochenende eingeladen werden, dann erwartet er, dass sie ihn dafür an einem späteren Wochenende zum Fischen begleitet. Reziprozität ist die Folge einer langen Reihe positiver Verstärkungen. Es gibt umfangreiches empirisches Material für die Behauptung, dass ein Individuum sich stärker zu einem anderen hingezogen fühlt und dieses auch intensiver verstärkt, wenn es selbst durch dieses häufig verstärkt wurde.

Betrachtet man gestörte Ehen im Lichte dieser Verstärkungs-Attraktions-Hypothese, dann zeigt sich, dass jeder Partner den anderen nur selten oder wenig intensiv verstärkt, was dazu führt, dass er seinerseits vom anderen nur wenig verstärkt wird und für diesen auch verhältnismässig unattraktiv ist.

3. Zur Verbesserung gestörter ehelicher Interaktionen ist es notwendig, die beiden Partner so zu fördern, dass sie den anderen häufiger und intensiver verstärken lernen. Unterstützt wird diese Annahme durch die Tatsache, dass sich Individuen stärker zueinander hingezogen fühlen, wenn es ihnen gelingt, sich gegenseitig dahin zu bringen, dass jeder jeweils auf die Wünsche des anderen

eingeht. Auf der anderen Seite lässt sich nachweisen, dass jene Partei einer solchen Interaktion, der es nicht gelingt, Einfluss auf die andere Seite auszuüben, »sozial bankrott« macht, da sie über keine Mittel verfügt, das Verhalten des Partners ihren Wünschen entsprechend zu steuern. Reichen die positiven Strategien der Einflussnahme aber nicht mehr aus, erfolgt ein Rückgriff auf negative Beeinflussungsmassnahmen.

In einer erfolgreichen Ehe arbeiten beide Partner daraufhin, die gegenseitige Befriedigung zu maximieren, während die individuellen »Aufwendungen« so gering wie möglich gehalten werden. Dabei wird ein reziprokes Austauschsystem potenter sozialer Verstärkungen aufgebaut, das jedem der Partner die Möglichkeit gibt, die Gegenseite für bereits erbrachte oder für in Zukunft erst erwartete Leistungen zu belohnen. In einer gestörten Ehe scheinen die Partner dagegen die individuellen »Aufwendungen« auf ein Minimum zu reduzieren, da sie von der Gegenseite sowieso keine Gegenleistung meinen erwarten zu können. Da beide Seiten ihre Aufwendungen so gering wie möglich zu halten versuchen, werden nur noch wenige Belohnungen ausgetauscht. In diesen Fällen wird die positive Verstärkung als Kontrollorgan des partnerschaftlichen Verhaltens durch negative Verstärkungsmechanismen verdrängt (nachdem die erwartete Reaktion ausgeblieben ist, zeigt man selbst negatives Verhalten). In gestörten Ehen lassen sich im Grossen und Ganzen zwei negative Kontrollmechanismen beobachten: Zwang und Zurückziehen des Partners auf sich selbst. Mit Hilfe des Zwangs versucht ein Partner im Austausch für eine negative Verstärkung eine positive Verstärkung einzuhandeln.

Aufgrund dieser Fakten versucht die operante-interpersonale Behandlungsmethode eine Situation zu schaffen, in der die Häufigkeit und Intensität positiver gegenseitiger Verstärkungen zwischen den Partnern wieder vergrössert

wird. Durch diese positiven Reaktionen werden dann die sozialen Verstärkungsmechanismen im Rahmen der partnerschaftlichen Beziehung immer weiter intensiviert, bis schliesslich wieder funktionierende Interaktionen möglich sind.

Der gemeinsame anthropologisch – therapeutische Rahmen von Verhaltens- und Kommunikationstherapie

Der Verhaltens- und Kommunikationstherapie wurde sehr oft der Vorwurf gemacht, es handle sich hier um eine Technologie, die den Menschen in einzelnen Dimensionen seines Verhaltens zwar verändern könne, jedoch ohne Rücksicht auf den ganzen Menschen, auf die Sinnfrage und auf die Gesamtheit. Die Technologie werde somit zum Selbstzweck erhoben und in Ermangelung normativer Grössen und infolge eines nicht explizit gemachten Menschenbildes erliege sie leicht den Gefahren gesellschaftlicher und individueller Manipulation.

Um dem entgegenzutreten sei hier ein anthropologischer Bezugsrahmen dargestellt, auf den sich A. u. K.H. Mandel⁵³ abstützen und dessen Maximen E. Stadter in folgende Grundsätze zusammengefasst hat:

1. Der Mensch ist als ein Wesen von unantastbarer Dignität definiert, dessen Bestimmung darin liegt, sein Dasein aus eigener Initiative, aus freier Entscheidung und Verantwortung zu gestalten (abendländischer »Personenbegriff«).
2. Mit dem Personenbegriff ist der Gedanke der Partnerschaft verbunden. Er besagt, dass die Realisierung zwischenmenschlicher Beziehung von der prinzipiellen Gleichrangigkeit der an einer Beziehung Beteiligten ausgehen muss.
3. Daraus ergibt sich ein demokratisches Modell der Partnerbeziehung und jeder menschlichen Kommunikation. Es schliesst von vornherein Herrschaftssysteme aller Variationen und repressive oder autoritäre Verhaltensklassen aus.

So betrachtet, enthält ein solches Therapiekonzept ausser seiner psychologischen Intention eine moralische

Zielsetzung: Es versucht, die freie Kommunikation unter Menschen zum Gegenstand eines Lernprozesses zu machen. Dieses anthropologische Idealkonzept mag im Vergleich zu der ganz anders gearteten Wirklichkeit fast utopisch anmuten. Hat die Menschheit die äussere Natur leidlich unter Kontrolle gebracht, steht sie der eigenen »inneren« Natur noch recht hilflos gegenüber. »So gerät der einzelne leicht in das Räderwerk natürlicher Prozesse und sozialer Konditionierungsmechanismen. Freie Selbstverwirklichung und geglückte Kommunikation werden zur Ausnahme.«⁵⁴

An dieser Stelle der Problemsituation soll die **psychologische Technologie** ansetzen. Sie macht sich die wissenschaftlichen Einsichten z.B. der Lerngesetze zunutze und will den einzelnen aus der Gängelung durch eben diese Gesetze sowie aus der Repression sozialer Herrschaftssysteme befreien. Der Technologie kommt daher ausschliesslich eine dienende instrumentelle Funktion zu, wobei allerdings die Frage nicht ausgeklammert werden soll, wem und welchen gesellschaftlichen Kräften diese humanwissenschaftliche Technologie denn dienen soll.

Die Beantwortung dieser Frage würde allerdings den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Dem lässt sich jedoch auf der anderen Seite entgegenhalten, dass der rechten Einsicht z.B. in der Therapie nicht unbedingt das richtige Handeln folgen muss. Durch die ganze europäische Geistesgeschichte zieht sich die Frage, wie sich richtiges Tun, richtiges Verhalten, richtige Lebenspraxis vermitteln lässt. Mit der Frage, ob Einsicht allein genüge, ist der Problemzusammenhang zwischen Erkenntnis und Praxis angesprochen. Diese Ansicht, dass Einsicht genüge, führt von Sokrates (Wissen ist Tugend) bis hin zur Psychoanalyse: Ist eine Sache voll bewusst geworden, ist echte Einsicht erzielt, so bewirkt das die Veränderung, die Wandlung, das adäquate Verhalten im Leben.

Bei solcher Erkenntnis kann es sich nicht um rein intellektuelles, theoretisches Wissen handeln, sondern vielmehr um ein integriertes, sozusagen existentielles Wissen, welches die Totalität der Person umgreift und daher von sich aus dazu drängt, in die Tat umgesetzt zu werden. Die eigentliche Komplikation setzt erst dann ein, wenn man angeben soll, auf welche Weisen denn jene existentielle Erkenntnis vermittelt wird, und ob sie überhaupt mitteilbar sei. Dass hierbei ein Dilemma entsteht, veranschaulicht nicht zuletzt die Psychoanalyse, wo oft über lange Zeit hinweg »Einsichten« produziert werden, ohne dass sich viel ändert oder die Veränderung nur sehr langsam vonstatten geht. Dies mag die grosse Schwierigkeit all jener Techniken sein, die zwar auf das reale Leben Einfluss nehmen wollen, die aber mit Meditation und Einsicht bei der »Bewusstmachung« ansetzen.

Die Kommunikations- und Verhaltenstherapie beschreiten in gewisser Hinsicht den umgekehrten Weg. Sie beginnen mit der Praxis und versuchen das Verhalten zu verändern. Die Verhaltensänderung verursacht ihrerseits einen Rückstoss auf das Erkennen. **Erkenntnis vollzieht sich auf dem Rücken des Verhaltens** (nach E. Stadter).

Dies geschieht einmal aufgrund der durch das neu erworbene Verhalten ausgelösten neuen Art der Selbstwahrnehmung und sodann vor allem aufgrund der veränderten sozialen Response (Feed-back), die dem nunmehr adäquateren Verhalten folgt.

Wenn in der Literatur nach wie vor die Begriffe Verhaltenstherapie und Kommunikationstherapie verwendet werden, so wohl deshalb, weil die entsprechenden Autoren mehr Gewicht auf den einen oder anderen Aspekt innerhalb des gleichen Behandlungsmodells legen. Sie beschreiben ausführlich jene Faktoren der Behandlung, die ihnen persönlich wichtig erscheinen, während ande-

re Techniken, die sie in der Therapie ebenfalls anwenden, kaum erwähnt werden.

Es muss betont werden, dass – wie übrigens bei jeder Art von Therapie – zwischen den einzelnen Therapeuten, die mit Verhaltens- und Kommunikationstechniken arbeiten, Unterschiede persönlicher und philosophischer Art bestehen. Die Stärke derjenigen Therapeuten, die vor allem mit Kommunikationstechniken arbeiten, liegt wohl in der Formulierung des Problems; die Stärke der Verhaltenstherapeuten liegt bei Erstellen und Durchführen von Programmen, die gewünschte Verhaltensweisen selektiv verstärken und problematische Verhaltensweisen modifizieren.

Der Versuch, unermüdlich durch Fragen, Rückfragen, Neuformulierungen und Wiederholungen von Aussagen des Klienten zur Klärung von Problemen und zur Einigung aller Beteiligten darüber, wem welcher Anteil an der Gesamtsituation zukommt, beizutragen, illustrieren Satir's⁵⁵ und Haley's⁵⁶ Arbeiten eindrucklich. Die Annahme, die diese Therapeuten machen, kann so formuliert werden: Der Klient – oder die Mitglieder eines Systems – werden ihre Verhaltensweisen von sich aus ändern, wenn sie im Gespräch erfahren oder in nicht-verbalen Rollenspielen erlebt haben, wer was von wem erwartet und inwiefern sich jeder ändern muss, um mehr von dem zu bekommen, was ihm am wichtigsten ist. Aufgabe des Therapeuten in dieser Behandlungsrichtung ist vor allem, **kognitive** Änderung beim Klienten zu bewirken, resp. das Erkennen von Zusammenhängen zwischen dem eigenen Verhalten und demjenigen wichtiger Bezugspersonen zu fördern. (Dieser Vorgang deckt sich nicht mit »Einsicht-Gewinnen« in psychoanalytischem Sinn). Die tatsächlichen Schritte zum Erreichen der gewünschten Ziele müssen daraufhin vom Einzelnen selbst ausgedacht und unternommen werden.

Grundsätzlich geht es darum,

- a) das Verhalten der Bezugspersonen des Klienten (z.B. Lehrer, Eltern) so zu ändern, dass dessen erwünschte Verhaltensweisen verstärkt werden, und
- b) den Klienten so zu trainieren, dass seine neuen Verhaltensweisen zu den erhofften Reaktionen in der Umwelt führen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Verhaltenstherapeuten von den Kommunikationstherapeuten lernen können, Probleme im System (Bezugsgruppe, Familie oder Ehe des Klienten) zu erfassen und so präzise wie möglich darzustellen, im Wissen darum, dass eine gute Problem-Repräsentation bereits eine Fülle von Lösungsalternativen zeitigt. Auf der anderen Seite zeigen Forschungsergebnisse, dass der Therapeut auf jeden Fall auf die Art, wie die Probleme schliesslich gelöst werden, Einfluss nimmt; das Anliegen der Verhaltenstherapeuten, sich beim Aushandeln und Festlegen von Programmen, die das Zustandekommen und die Verstärkung erwünschter Verhaltensweisen im Alltag des Klienten provozieren, aktiv zu beteiligen, ist daher legitim. Die Gemeinsamkeiten der Verhaltens- und Kommunikationstherapie sind so gross, dass sie alle als zum gleichen Behandlungsmodell gehörig betrachtet werden müssen. Beiden Richtungen liegen die folgenden Annahmen zugrunde:

- Lebensschwierigkeiten sind zum grössten Teil zwischenmenschlicher Art. Darum wird das Erreichen von bestmöglichen zwischenmenschlichen Beziehungen mit Hilfe von Lernprozessen sowohl zum Mittel wie zum Ziel des Hilfsprozesses.
- Die meisten Verhaltensweisen sind gelernt und können durch die gleichen Prozesse umgelernt werden, durch die sie ursprünglich erworben und aufrechterhalten wurden. Das schliesst die Möglichkeit ein, dass verschiedene Menschen verschiedenartige Verhaltens-

weisen lernen, je nachdem unter welchen Bedingungen
sie dies tun.

Bausteine einer dialektischen Beziehungslehre

Mit »dialektisch«, einem häufig in der Hegelschen Philosophie wie in der politischen Philosophie gebrauchten Begriff, soll hier speziell das dynamische Prinzip des Zusammentreffens (Synthese) einer Sache(These) und ihres Gegensatzes (Antithese) gemeint sein. Dieses Prinzip soll auf die Betrachtung der Persönlichkeit und die von Paar- und Familiensystemen angewandt werden, wobei der Kern der Persönlichkeit aufgefasst werden soll als dialektische Beziehung zwischen Selbst- und Nicht-Selbst-Bezogenheiten. Neu an dieser, wie der familiendynamischen Betrachtungsweise ist, dass die Impulse eines Individuums nicht nur durch die Abwehrformation einer Charakterstruktur kontrolliert werden, sondern ebenso sehr durch bedeutsame Beziehungskonstellationen. So wird, wie Boszormenyi-Nagy darstellt, die Beherrschung der eigenen Impulse oft erreicht durch das Ausagieren anderer, die unfähig sind, die gleichen Impulse zu beherrschen. Somit stehen weniger Individuen im Blickpunkt, sondern eher Paare und Familien als Aktionsorganisationen zur Bewältigung gemeinsamer Probleme und Bedürfnisse. Der Andere ist dabei nicht einfach diffuses Objekt, sondern dringend benötigter Hintergrund, auf dem Selbstabgrenzung oder Selbst – Nicht-Selbst-Bezogenheit vollzogen werden kann. So spielt sich jede Transaktion auf dem Hintergrund einer Figur-Grund-gleichen Beziehungspolarität ab, innerhalb deren in einem Prozess der Ich-Du-Definitionen immer wieder aufs neue die Persönlichkeitsgrenzen bestimmt werden. Da nur in der »Grenzerfahrung« mit dem Anderen das Selbst erfahrbar wird oder überhaupt erst konstituiert werden kann, macht der Andere gleichsam einen wesentlichen Teil der Persönlichkeit aus und sein Verlust kann tiefe Trauer bewirken, wie wenn man einen Teil seiner selbst verloren hätte wie es im Lied vom guten Kameraden heisst: »... als wär's ein Stück von mir.«

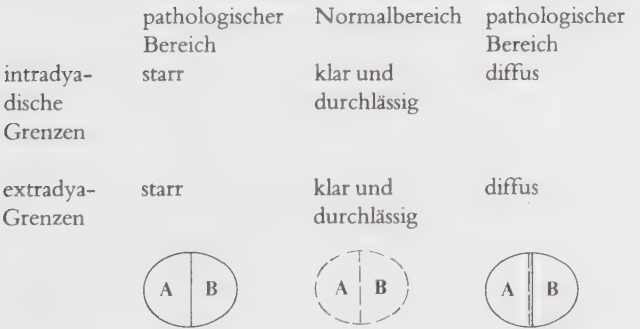
Gabriel Marcel bringt dies wie folgt zum Ausdruck⁵⁷:

»... ein menschliches Leben hat sein Zentrum stets ausserhalb seiner selbst, obgleich es sicherlich auf eine Menge unterschiedlicher äusserer Interessen konzentriert sein kann. Es kann auf ein geliebtes Wesen konzentriert sein und mit dem Verschwinden des geliebten Wesens zu einer traurigen Karikatur seiner selbst reduziert werden; es kann auf etwas Triviales konzentriert sein, auf einen Sport wie die Jagd, auf ein Laster wie ein Glückspiel; es kann auf irgend eine höhere Tätigkeit konzentriert sein wie forschende oder schöpferische Arbeit. Doch jeder von uns kann sich, wie eine Figur in einem meiner Stücke fragen: »Wodurch lebe ich?« Und hier geht es nicht um einen Endzweck, auf den das Leben hingelenkt werden mag, als ob es der geistige Brennstoff wäre, der der Lebensflamme tagtäglich Nahrung gibt.« Wie also das Beispiel von Figur-Grund aus der Gestalt-Psychologie veranschaulicht, ist eine Selbstdefinition oder dementsprechend eine Selbsterfahrung ohne einen entsprechenden Grund, d.h. einen das Selbst abgrenzenden Anderen, kaum vorstellbar. So zeigt gerade Freud und die Psychoanalyse, dass ein wesentlicher Teil der Persönlichkeitsentwicklung in der Verinnerlichung wichtiger Objektbeziehungen besteht. Gelingt diese Verinnerlichung nicht oder nur ungenügend, etwa durch mangelhafte Introjektion elterlicher Beziehungen etwa bei Heimkindern, hat dies Folgen für die sogen. Überichbildung und -Entwicklung wie sie etwa in der Psychopathologie Jugendlicher unter Verwahrlosung beschrieben werden. Eher existenzialphänomenologisch ausgedrückt, würde dies heissen, dass der Kern unserer Person in einer Selbst-Nichtselbst-Bezogenheit besteht, d.h. aus Definitionen des Selbst aufgrund wichtiger Objekterfahrungen. In diesem Sinne bezeichnet Freud auch das Ich als den Niederschlag aufgegebener Objektbesetzungen. Wichtige, vor allem frühkindliche Objektbeziehungen werden als »Muster« intrapsychisch gespeichert und im intrapsychischen Dialog, in der

Kommunikation mit sich selber, wiederholt. Dies geschieht z.B. in Konfliktsituationen, wenn im Individuum sich ein Dialog abspielt, ob es dies oder jenes tun dürfe. In diesem Moment werden Objekterfahrungen mit elterlichen Bezugspersonen reaktiviert, die den normativen Part des Binnendialogs darstellen, etwa im Sinne, »das darfst du tun« oder »das darfst Du nicht tun«. Diese verinnerlichten Beziehungsmuster stellen auch prägende Beziehungserwartungsmuster dar, die dann in Partnerwahl oder Gestaltung einer engeren Beziehung zum Tragen kommen. Vermutlich würde eine nähere Analyse immer eine mehr oder weniger intensive Wiederholung früherer Beziehungsmuster ergeben. Die Übertragung solcher Beziehungsmuster auf spätere Beziehungen ist meist nur dann konfliktträchtig, wenn konflikthafte Beziehungserfahrungen verinnerlicht worden sind. Hat z.B. ein Mensch die Beziehung zu einem überkritischen Elternteil verinnerlicht, dann kann dies nicht nur die Auswahl der sozialen Beziehungen prägen sondern auch deren Gestaltung. In der Praxis treffen wir deshalb immer wieder auf Menschen, die sich nicht erklären können, weshalb sie immer wieder an bestimmte »Typen« geraten und immer wieder gleiche oder ähnliche traumatische Beziehungserfahrungen machen. Die Verinnerlichung früher Beziehungsmuster wäre eine mögliche Erklärung für diesen »Wiederholungszwang«, wobei die Wiederholung immer gleicher Beziehungskonstellationen nicht nur eine Reproduktion unbewältigter primärer Situationen darstellt, sondern speziell eine Bestätigung der in diesen Situationen gewonnenen Selbstdefinition oder Selbsterfahrung. Die Selbsterfahrung im Rahmen der Bildung von Subjekt-Objektgrenzen oder Selbst-Nichtselbst-Grenzen könnte eine vorrangigere psychologische Motivation darstellen als z.B. das Lustprinzip, da Lust ohne eine Grenze zwischen Subjekt und Objekt, bzw. Selbst und Nichtselbst gar nicht vorstellbar ist. Die Bedeutung der Verinnerlichung solcher transaktionaler Beziehungsmuster, welche den Kern der Persön-

lichkeit ausmachen sollen, ergibt sich also aus der Vorrangigkeit der Bildung fester Subjekt-Objekt-Grenzen oder Selbst-Nichtselbst-Bezogenheiten. Gelingt dies in einer individuellen Entwicklung nur ungenügend, dann ist eine Person übermässig von der Selbsterfahrung und der damit verbundenen Selbstdefinition einer jeweiligen Beziehung abhängig. Dieses Phänomen wird mit verschiedenen klinischen Begriffen bezeichnet, wie etwa Suggestibilität oder orale Störung.

Im weiteren Verlauf der Betrachtung wollen wir uns nun von den inneren Grenzen einer Person der Grenzziehung innerhalb und ausserhalb von Paar- und Familienbeziehungen zuwenden. Wie bei organischen Systemen überhaupt, geht der Unterschied zwischen der lebendigen Einheit und ihrer Umgebung, der ja die besondere Identität ausmacht, verloren, wenn es den Grenzen nicht gelingt, den Austausch von System und Umgebung einzuschränken. J. Willi⁵⁸ hat die Grenzziehungen innerhalb und ausserhalb eines Paares vereinfacht und anschaulich dargestellt:

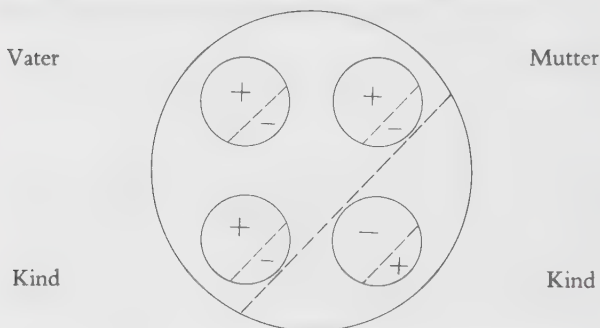


Auf der rechten Seite haben wir eine rigide Abgrenzung gegen Aussen und eine Verschmelzung im Sinne einer symbiotischen Einheit innerhalb des Paares. Auf der linken Seite grenzt sich das Paar gegeneinander rigide ab, etwa aus

Angst vor Selbstverlust, öffnet sich aber gegenüber Aussen mit dem Ziel, zu grosse dyadische Nähe zu vermeiden.

Ebenso stellt die Theorie der psychosozialen Abwehrformen nach H.E. Richter spezielle Grenzziehungen innerhalb von Paar- und Familiensystemen dar. Dadurch etwa, dass die individuelle innere Abgrenzung gegen mächtige Impulse versagt, werden andere Mitglieder des Systems dazu gebraucht, die Grenze **gegenüber diesen Impulsen und die Kontrolle darüber zu ermöglichen**. J. Willi⁵⁸: Die Zweierbeziehung, Hamburg 1975, S. 16 f.

In einer Familie z.B. können Vater, Mutter und ein Kind Aspekte ihrer Person, etwa Sexualität und Aggression, abspalten und ein anderes Kind dazu bringen, diese Aspekte auszuleben, oder psychoanalytisch ausgedrückt, zu agieren. Da den Familienmitgliedern eine intrapsychische Abgrenzung gegenüber diesen Persönlichkeitsaspekten nicht gelingt, wird eine psychosoziale Grenzziehung bewerkstelligt, um eine Kontrolle über sie zu erhalten. Ein Kind wird so z.B. zum Symptomträger für nicht integrierte Gefühle, Bedürfnisse oder Konflikte eines ganzen Familiensystems, wie dies R. Skynner⁵⁹ in einem Schaubild dargestellt hat:



Seine vereinfachte Darstellung zeigt, wie die Grenze innerhalb der Familie jene Grenzen spiegeln, die innerhalb der einzelnen Individuen liegen. Bestimmte Persönlichkeitsaspekte werden von drei Familienmitgliedern abgespalten und von einem Mitglied übernommen und agiert.

Zusammenfassung:

Wie die bisherigen Ausführungen ergeben haben, versuchen die Ansätze psychoanalytischer Herkunft die am Individuum orientierten Vorstellungen auf die Beziehung und die Interaktion zwischen Personen zu übertragen.

Es ergibt sich dabei eine funktionelle Bezogenheit in der Art, dass innerpsychisches Konfliktgeschehen auf die Aussenwelt gleichsam abgebildet wird (Laing). Der Binnenkonflikt wird entweder narzisstisch externalisiert, was bedeutet, dass Beziehungen zur Aussenwelt hergestellt werden, die einer inneren Konfliktkonstellation z.B. zwischen einem sadistischen Über-Ich und einem masochistischen Ich entsprechen. Die Aussenwelt wird dabei zum Schauplatz eines ursprünglichen Binnenkonfliktes. Dies ist durch hochkomplexe Abbildungsvorgänge zu erklären, wie sie von Laing ausführlich beschrieben worden sind. Dabei internalisiert das Individuum primäre Beziehungskonstellationen, die dann im weiteren Verlauf der individuellen Entwicklung auf die Umwelt abgebildet werden. Diese Vorgänge entsprechen in etwa dem, was die Psychoanalyse mit Begriffen wie Introjektion und Projektion beschreibt. Stellt man sich hierbei die Frage, welche Bedeutung diese Prozesse haben, dann könnte man eine Beantwortung dieser Frage von den Entwicklungszielen her versuchen, wie sie etwa Maslow⁶⁰ und die humanistische Psychologie zu beschreiben versuchen. Ohne nun die humanen Entwicklungsziele ausführlich rekapitulieren zu wollen, soll ein wichtiges Element herausgegriffen werden, nämlich das Ziel einer zunehmenden Differenzierung der Person gegenüber der Umwelt. Bei der Frage, weshalb ein Individuum primäre Beziehungen soweit verinnerlicht, dass sie in seinem späteren Leben zu tragenden Mustern von Beziehungen und Konflikten werden, und dies mit der Zielsetzung wachsender Differenzierung und wachsenden Autonomiegewinns vergleichen, dann besteht eine Funktion dieses Introjektionsprozesses

nicht nur darin, dass eine unerträgliche äussere Konfliktsituation verinnerlicht werden muss, um den Gefahren eines äusseren Konflikts zu entgehen (wie z.B. in der ödipalen Situation), sondern auch noch darin, das eigene Selbst in irgendeiner Weise von der Umgebung abzugrenzen- und das als wesentliche Voraussetzung dafür, um sich selbst als handelndes Subjekt erfahren zu können. Diese Selbstabgrenzung und damit der Prozess der wachsenden Differenzierung wird zunächst an den primären Bezugspersonen gewonnen, wobei das kleine Kind für diesen zentralen Aspekt der Personwerdung noch die leibhaftige Präsenz seiner Bezugspersonen braucht, um diese Differenzierung und Selbstabgrenzung aufrechterhalten zu könne. Von daher wird es verständlich, wenn z.B. Boszormenyi-Nagy von einem grundlegenden Bedürfnis nach einem selbstabgrenzenden Anderen spricht. Somit wäre eine rein triebdynamische-libidinöse Betrachtungsweise, wie sie vor allem die frühe Psychoanalyse hatte, zu einseitig. Das von Boszormenyi-Nagy postulierte grundlegende Bedürfnis nach Selbstabgrenzung entspricht der fundamentalen Entdeckung Freuds, dass es nämlich ein internes Bezugssystem gibt, das ursprünglich introjiziert wurde und später wieder projektiv mit der Aussenwelt in Beziehung gesetzt wird. Der persönliche Wachstumsprozess einer fortlaufenden Differenzierung würde dann bedeuten, dass die Relevanz der alten introjizierten Beziehungsmuster (psychoanalytisch: Objekte) ständig an der Realität überprüft werden muss. Damit verlieren im Falle einer günstigen Entwicklung, etwa im Rahmen einer Psychotherapie, die alten Introjekte ihre lebensbestimmende Wirkung. Sie können modifiziert, abgeschwächt und teilweise durch neue Objekterfahrungen ersetzt werden.

Diese Betrachtungsweise hat somit neue Gesichtspunkte zu so wichtigen Fragen eröffnet, wie z.B. der, weshalb kranke Menschen sich oft so hartnäckig einer Veränderung ihrer Lage widersetzen. Der Klient hat nicht nur Widerstände,

sich alten, traumatischen Erfahrungen wieder auszusetzen, um sie zu überwinden, er muss auch fürchten, alte Introjekte, die wichtig für seine Selbstabgrenzung gewesen sind, zu verlieren und somit nicht nur einen inneren Objekt- sondern auch einen Identitätsverlust zu erleiden. Aus dem Vorgegangenen hoffen wir die Bedeutung des selbstabgrenzenden Anderen im Dienste einer fortlaufenden Differenzierung des eigenen Ichs und in seinem Erklärungswert für die Paar- und Familiendynamik im Rahmen einer dialektischen Betrachtungsweise verdeutlicht zu haben.

Lebenslauf

Ich wurde am 3. August 1944 als Sohn des Buchhändlers Bernhard Wix und seiner Frau Lieselotte geb. Sauer in Wiesbaden geboren. Ich besuchte vier Jahre die Grundschule und anschliessend das humanistische Gymnasium. In Mühlheim an der Ruhr legte ich 1966 am dortigen humanistischen Gymnasium das Abitur ab. Danach studierte ich ein Semester Germanistik und Philosophie in Köln. Im Herbst 1966 wurde ich zur Ableistung des 18-monatigen Grundwehrdienstes eingezogen. 1968 setzte ich das Studium der Germanistik, Philosophie und Soziologie an der Universität Zürich fort. Im Wintersemester wechselte ich zum Hauptfach Psychologie und besuchte gleichzeitig das Institut für Angewandte Psychologie in Zürich. 1971 erwarb ich dort das Diplom in Angewandter Psychologie der Studienrichtung Psychologische Diagnostik und Beratung. 1972-74 besuchte ich den ersten Ausbildungskurs in Ehe- und Familientherapie am Institut für Ehe und Familie, Zürich, wo ich anschliessend bis 1977 als wissenschaftlich-therapeutischer Mitarbeiter arbeitete. 1975 - 1978 besuchte ich den berufsbegleitenden Ausbildungskurs in Integrativer Familientherapie in München, der vom »Family Therapy Institute of California (Dr.M. Kirschenbaum, Dr. C. Gammer, Dr. G. Downing) durchgeführt wurde.

Augenblicklich arbeite ich im Therapiezentrum Enge in Zürich als Paar- und Familientherapeut, ferner als Supervisor der Europäischen Trainingsabteilung des »Family Therapy Institute of California«, und lebe in einer Arbeits- und Lebensgemeinschaft, welche in Mogelsberg (SG) ein Gasthaus und Begegnungszentrum betreibt.

Zürich, im September 1978

Wolf Wix

Fussnotenverzeichnis

- 1 Laing, R.D., Phänomenologie der Erfahrung, Frankfurt 1971, S. 46
- 2 Laing, R.D., aa.O. S. 41
- 3 Laing, R.D., Phillipson, H., Lee, A.R., Interpersonelle Wahrnehmung, Frankfurt 1971, S. 18
- 4 Watzlawick, P., Beavin, J.H., Jackson, D. D., Menschliche Kommunikation, Bern 1972
- 5 Watzlawick, et. al., aa.O. S. 59
- 6 Laing, R. D., Phillipson, H., Lee, A.R., Interpersonelle Wahrnehmung, Frankfurt 1971
- 7 aa.O. S. 22 ff.
- 8 Klein, M. Riviere, J., Seelische Urkonflikte, München 1974
- 9 Riemann, F., Grundformen der Angst, 9. Auflage, München 1975
- 10 Watzlawick, P., Menschliche Kommunikation, Bern 1972, S. 131 ff.
- 11 Willi, J., Die Zweierbeziehung, Hamburg 1975, S. 15 ff.
- 12 Robra, D., Die Partnerwahl, Kinderpsychologie 21/1972
- 13 Schultz Hencke, H., Der gehemmte Mensch, Stuttgart 1947
- 14 Riemann, F., Grundformen der Angst, 9. überarbeitete und erweiterte Auflage, München 1975
- 15 Erickson, E., Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1971
- 16 Heigl-Evers, A., Heigl, F., Lieben und Geliebt werden in der Ehe, Stuttgart 1963
- 17 Selvini Palazzoli, M., etal., Paradoxon und Gegenparadoxon, Stutgart 1977, S. 56 ff
- 18 Willi, J., Der Gemeinsame Rorschach-Versuch, Bern 1973
- 19 Berne, E., Spiele der Erwachsenen, Hamburg 1967
- 20 Willi, J., Die hysterische Ehe, Psyche 26, S. 326-356, 1972
- 21 Freud, S., Zur Einführung des Narzismus, Jahrbuch der Psychoanalyse, Band VI, 1916
- 22 Balint, M., Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse, Frankfurt 1961
- 23 Klein, M., Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse, Hamburg 1967
- 24 Bowen, M., Die Anwendung von Familientheorien in der klinischen Praxis, »Ehe«, Zentralblatt für Ehe- und Familienkunde, 1/75
- 25 Willi, J., Die Zweierbeziehung, Hamburg 1975
- 26 Richter, H.E., Patient Familie, Hamburg 1972

- 27 Riemann, F., Grundformen der Angst, 9. Auflage, München 1975
- 28 Boszormenyi-Nagy, I. Framo, J.L., Familientherapie, Theorie und Praxis, Bd. I, Hamburg 1975
- 29 Stierlin, H., Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen, Frankfurt 1972, S. 11 ff.
- 30 Richter, H.E., Patient Familie, Hamburg 1970, S. 51 ff. Eltern, Kind, Neurose, Hamburg 1969
- 31 Boszormenyi-Nagy, I., Dialektische Betrachtung der Intergenerationen-Familientherapie, »Ehe«, 3+4, 1975, S. 117 ff.
- 32 Stierlin, H., Innerer Besitz und Zwang zur Wahrheit, »Ehe«, 3+4 1975, S. 132 ff.
- 33 Bateson, G., Jackson, Don D., et al., Schizophrenie und Familie, Frankfurt 1972, S. 392 ff.
- 34 Freud, S., Zur Einführung des Narzismus, Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd. VI, 1914
- 35 Richter, H.E., Patient Familie, Hamburg 1972, S. 73 ff.
- 36 Willi, J., Die Zweierbeziehung, Hamburg 1975
- 37 Dicks, H.V., Marital tensions, Basic Books, New York 1967
- 38 Lüchinger, H., Selbst- und Fremdwahrnehmung im Stadium der Verliebtheit, Diplomarbeit, Zürich 1974
- 39 Bateson, F., Jackson, Don D., Haley, J., Weakland, John, W., Auf dem Weg zu einer Schizophrenie-Theorie, in: Schizophrenie und Familie, Frankfurt 1972
- 40 Haley, J., Die Interaktion von Schizophrenen, in: Schizophrenie und Familie, Frankfurt 1972
- 41 Watzlawick, P., Menschliche Kommunikation, Formen, Störungen, Paradoxien, Bern 1969, S. 196 ff.
- 42 Willi, J., Die hysterische Ehe, Psyche 26, S.326-356, 1972
- 43 Bowen, M., Die Anwendung von Familientheorien in der klinischen Praxis, Ehe 1/1975
- 44 Speidel, H., Dreiecksbeziehungen in der Ehe, »Ehe« 2, 1975
- 45 Willi, J., Zur Psychodynamik und – Therapie ehelicher Dreiecksbeziehungen, »Ehe« 2, 1973
- 46 Watzlawick, P., Menschliche Kommunikation, Bern 1971, S. 28 ff.
- 47 Selvini – Palazzoli, M., op. cit. S. 56 ff.
- 48 Watzlawick, P., op. cit. S. 51 ff.
- 49 Buber, M., Urdistanz und Beziehung, Heidelberg 1960, SS. 26.28,31-32
- 50 Laing, R.D., Die Politik der Familie, Köln 1975, S. 89, S. 91

- 50 a) Laing, R.D., Die Politik der Familie, Köln 1975, S. 89, S. 91
- 51 Schwäbisch, L., / Siems, M., Anleitung zum sozialen Lernen für Paare, Gruppen und Erzieher, Hamburg 1974, S. 140 ff.
- 52 Stuart, R. B., Die operante-interpersonelle Behandlung von Eheproblemen, Handbuch der Ehe-, Familien- und Gruppentherapie, Hrsg. C. J. Sager und H. S. Kaplan, Bd.III, S. 626 ff., München 1973
- 53 Mandel, A., Mandel, K. H., Stadter, E., Zimmer, D., Einübung in Partnerschaft durch Kommunikationstherapie und Verhaltenstherapie, München 1971
- 54 op. cit. S. 328
- 55 Satir, V., Conjoint Family Therapie, A Guide to Theorie and Technique, Science and Behaviour Books, Palo Alto 1970. Einführung in die Familientherapie. Seminar University of Michigan 1968.
- 56 Haley, J., Strategies of Psychotherapie, New York 1963
- 57 Marcel, G., The Mystery of being, vol. I, Reflection and mystery, Chicago 1960, S. 101 f.
- 58 Willi, J., Die Zweierbeziehung, Hamburg 1975, S. 16 f.
- 59 Skynner, A.C. Robin: Die Familie, Schicksal und Chance, Handbuch der Familientherapie, Olten/Freiburg, 1978, S. 27 ff.
- 60 Maslow, A., Psychologie des Seins, München 1974

